BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland Zähringer Städte 50. Jg., Heft 1, Juni 1970
M 1459 F

Der neue Bertoldsbrunnen

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg i. Br.

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND
50. Jahrgang / Heft 1, Juni 1970

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins
Badische Heimat e. V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt
Freiburg i. Br., Tel. 73724
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12
Mitglieder des Redaktionsausschusses: W. Bickel, Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen, Dr. R. Feger, Freiburg, W. Hensle, Lahr, Dr. E. Strobel, Karlsruhe, Dr. A. Trautmann, Walldürn (Müllheim)

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.
Jahrespreis durch den Buchhandel
mit Ekkhart-Jahrbuch DM 16.—
ohne Ekkhart-Jahrbuch DM 14.—
Jahresbeitrag
für Einzelmitglieder . . DM 12.—
für Körperschaften . . DM 15.—

Einbanddecken zu DM 3.- für die Jahrgänge 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift sind an den Landesverein Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstr. 12, zu richten. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen

Zahlstellen des Landesvereins
Postscheckkonto Karlsruhe 16468
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg I. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg I. Br. 370437
Städt. Spark. Freiburg, Girokto. 2003201

Gesamtherstellung und Anzeigenverwaltung
Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1
Karl-Friedrich-Str. 14-18
Tel. *26951 Telex 07826904 vgb d

INHALT

Vorwort. *Von Franz Laubenberger, Freiburg* 1

Freiburg im Breisgau. *Von Franz Laubenberger, Freiburg* 2

Die Burg Zähringen. *Von C. A. Müller, Basel* 22

Bern. *Von Hans Strahm, Bern* 36

Freiburg im Uechtland
Von Alfred A. Schmid, Freiburg/Uechtland 55

Murten. *Von Pascal Ladner, Freiburg/Uechtland* . . . 74

Grasburg. *Von Gottfried Boesch, Gelfingen/Schweiz* . . 85

Laupen. *Von Gottfried Boesch, Gelfingen/Schweiz* . . . 87

Gümmenen. *Von Gottfried Boesch, Gelfingen/Schweiz* . . 93

Oltigen. *Von Gottfried Boesch, Gelfingen/Schweiz* . . . 97

Offenburg. *Von Otto Kähni, Offenburg* 99

Enstehung und Entwicklung der Stadt Villingen.
Von Josef Fuchs, Villingen 113

Neuenburg. *Von Konstantin Schäfer, Neuenburg* . . . 123

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland | Zähringer Städte | 50. Jahrg. 1970, Heft 1

Vorwort

Anstelle dieses Vorworts hat unser hochverdientes ehemaliges Mitglied, Heimatfreund und Altmeister der geschichtlichen Landeskunde, Prof. Dr. Friedrich Metz, Freiburg i. Br., eine ausführliche Einleitung schreiben wollen. Sein unerwartetes, von uns allen schmerzlich betrauertes Hinscheiden am 24. 12. 1969 hat ihm dies verwehrt. Er war es, der die Anregung gegeben hat, zum 850jährigen Gründungsjubiläum der Zähringerstadt Freiburg im Breisgau nicht nur diese Stadt allein, sondern auch alle anderen Zähringergründungen in kurz gefaßten Abhandlungen zu würdigen und diese in einem Sammelband zu vereinen. Dem Leser sollte somit die Möglichkeit geboten werden, einmal die historische und wirtschaftspolitische Bedeutung jenes Dynastengeschlechts der Herzöge von Zähringen kennenzulernen, die als Städtegründer im deutschen Südwesten des mittelalterlichen Reiches das Landschafts- und Siedlungsbild zwischen Schwarzwald, Jura und den Alpen mitgeprägt und Bleibendes geschaffen haben. Zum andern aber sollte auch aus heutiger Schau eine nicht minder interessante Übersicht darüber gegeben werden, wie sich die einstigen Zähringergründungen in unseren Tagen darstellen. Die Tatsache, daß sie alle noch als Gemeinwesen fortbestehen, spricht für den sicheren Instinkt ihrer Gründer ebenso wie für die solide wirtschaftliche Basis, auf der sie entstanden sind. Freilich hat die unterschiedliche historische Entwicklung im Laufe der wechselvollen Jahrhunderte sie nicht alle in gleicher Größe und Bedeutung erhalten, doch liegt gerade auch in der Differenziertheit dieser Zähringerstädte der besondere Anreiz, sie in Vergangenheit und Gegenwart zu betrachten.

Leider haben auch unter den Autoren Krankheit und Tod verhindert, daß diese Überschau den Anspruch auf Vollständigkeit erheben könnte. So ist es insbesondere zu bedauern, daß Städte wie Thun und Rheinfelden im Kranz der Zähringergründungen fehlen. Trotzdem hoffen wir, mit dieser Publikation eine anregende und vielseitige Lektüre bieten zu können.

Dr. Franz Laubenberger

Freiburg im Breisgau

Von Franz Laubenberger

Es gehört sicherlich zu den reizvollsten Erlebnissen eines Stadtrundganges in Freiburg, den Wochenmarkt auf dem Münsterplatz aufzusuchen, der sich dort so malerisch um das Münster herum gruppiert. Entlang der Bänke und Stände sieht man sich nicht nur einem täglich neuen Angebot der Verkäufer gegenüber, sondern man erlebt auch unmittelbar die für Freiburg so charakteristische Atmosphäre einer Stadt, die noch in enger Verbundenheit mit ihrer ländlichen Umgebung lebt. Da stehen heute noch wie ehedem die Bauersleute aus dem Dreisam-, Glotter- und Elztal, die Winzer und Obstzüchter aus dem Markgräflerland und vom Kaiserstuhl gleichberechtigt neben dem städtischen Kaufmann und bieten ihre Waren und Erzeugnisse dem Käufer zur Schau und zur Wahl.

Wohl kaum ein Marktbesucher ist sich dabei der Tatsache bewußt, daß dieser Markt, der für die Lebensmittelversorgung einer modernen Großstadt eine höchst nützliche und notwendige öffentliche Einrichtung ist, zu jenen typischen Merkmalen gehört, die im Mittelalter einer Stadt erst diesen Rang verschafften und sie dadurch vor den anderen dörflichen Gemeinwesen unterschieden und auszeichneten. Das gilt ganz besonders auch für die Stadt Freiburg im Breisgau, denn als eine ausgesprochen Markt- und Handelsstadt sollte sie nach dem Willen ihrer Gründer, der Herzöge Konrad und Bertold von Zähringen, emporwachsen und emporblühen. Es ist daher schon in der Gründungsurkunde von 1120 diese Absicht klar formuliert und die wirtschaftliche Zielsetzung Freiburgs durch großzügige Privilegien gesichert. Den hervorragendsten Stand der freien Bürger bildeten die Kaufleute (mercatores personati), denen gegen einen geringfügigen Zins 50 Fuß breite und 100 Fuß tiefe Bauplätze (Hofstätten) überlassen wurden. Wo immer her auch andere auswärtige Kaufleute den Freiburger Markt besuchen wollten, es war ihnen „Friede und Sicherheit des Weges" garantiert solange sie sich auf zähringischem Territorium befanden. Falls sie in der Stadt ansässig werden wollten, waren ihnen die gleichen Rechte und Freiheiten zugesichert, wie sie die eingesessenen Kaufleute kraft der geltenden Satzungen schon besaßen. Diese in den achtzig Artikeln der Gründungsurkunde festgelegten Rechte und Pflichten stellen zugleich die erste Stadtverfassung dar, die Herzog Konrad von Zähringen bestätigt hat. Der Schultheiß und die 24 Marktgeschworenen vereinigten in ihrer Hand das gesamte Gemeinwesen, Justiz, Verwaltung und Polizei. Sie durften selbst Steuer und Zoll für die Stadt festsetzen und die in der Stadt allein gültigen Maße und Gewichte bestimmen. Aus ihrer Mitte wählten sie die 24 Ratsmannen, den Schultheiß und den Fronwäger, der auf der öffentlichen Waage im Kaufhaus den Marktzoll ermittelte.

Es ist hier nicht der Ort, das älteste Freiburger Stadtrecht zu interpretieren, schon deshalb nicht, weil diese älteste Handfeste im Original leider nicht mehr existiert, sondern nur in späteren Abschriften, im sogenannten Stadtrodel von 1220 sowie in der Fassung des Tennenbacher Berains von 1341 und des um 1260 entstandenen Rechts der Stadt Bremgarten erhalten ist. Der äußerst schwierigen Aufgabe, aus diesen wenigen Quellen das älteste Freiburger Stadtrecht wieder herauszupräparieren und es neu zu deuten, hat sich Professor Walter Schlesinger (Marburg) verschrieben, der seine verdienstvollen Forschungen vor kurzem publiziert hat[1]).

Freiburg i. Br., Merian-Stich (um 1620)

(Es kann wohl auch angenommen werden, daß W. Schlesingers jüngste Zusammenfassung seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse, die er in einem Vortrag über die Gründungsvorgänge und -phasen darlegte, in absehbarer Zeit publiziert wird.)

Dem raschen Aufschwung Freiburgs kamen indes mehrere Gegebenheiten zugute[2]). Der wirtschaftliche Weitblick der Zähringer für die verkehrsgünstige Lage der jungen Stadt am schon bestehenden ostwestlichen Handelsweg von Schwaben nach dem Elsaß und nach Burgund hat sich sehr bald bestätigt. Aber auch die reichhaltigen Silber- und Erzvorkommen im Breisgau, vor allem am Schauinsland, im benachbarten Münstertal, im Elz- und Glottertal förderten das Gedeihen und die Entfaltung einer einträglichen Marktwirtschaft. Schon 1258 sicherte sich die Stadt die Stabilität ihrer Silberwährung: Alles Silber, das im Münstertal gewonnen wurde, mußte samt und sonders in die Freiburger Münze abgeliefert werden und durfte nicht an andere städtische Präganstalten, etwa an die Basler Münze, verkauft werden. Der Freiburger Silberpfennig, Brisker genannt, wie überhaupt Freiburger „Gemünz und Gewäg" blieben das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein in hohem Ansehen.

Um 1200 begannen die wohlhabend gewordenen Bürger den Bau des Münsters, in dessen ältestem, romanischen Teil 1218 der letzte Zähringer, Herzog Bertold V., beigesetzt wurde, während seine Vorgänger in dem Hauskloster der Zähringer zu St. Peter im Schwarzwald ihre Grablege genommen hatten.

Unter den Erbnachfolgern der Zähringer, den Grafen von Urach, die sich seit der Übersiedlung von Hohen-Urach nach dem Schloßberg oberhalb der Stadt als Grafen von Freiburg bezeichneten, erfuhr die Stadt weiteres Wachstum und Gedeihen. Die Förderung des Münsterbaues und die Gründung mehrerer Klöster war ihnen besonderes Anliegen. Die verfassungsmäßige Erweiterung der Stadtverwaltung um die alljährlich wechselnden „Nachgehenden Vierundzwanzig" Ratsmitglieder war jedoch kennzeich-

nend für die zunehmende Macht selbstbewußten Bürgertums. Diese erreichte während der Herrschaft des Grafen Egino II. (1272 — 1316) ihren Höhepunkt, als dieser 1275 eine neue Stadtverfassung anerkennen mußte, welche die Rechte der Geschlechter und den Einfluß der Bürger erheblich erweiterte. Stolz auf ihre ansehnliche, mit Mauern und Türmen bewehrte Stadt, folgten die Freiburger willig ihrem Herrn auf mehreren Kriegszügen, die Graf Egino II. als Parteigänger Ottokars von Böhmen gegen den deutschen König Rudolf I. von Habsburg unternahm. Während König Rudolf in Böhmen den Entscheidungskampf führte, zerstörten ihm die Freiburger die Reichsburg Zähringen. Vergebens belagerten des Königs Söhne 1279 die Stadt; erst nach der dritten Belagerung durch den König selbst waren die Freiburger zum Friedensschluß bereit. Graf Egino mußte das usurpierte Reichsgut wieder herausgeben, die Bürger gelobten neben der Zahlung eines Sühnegeldes den Wiederaufbau der Burg Zähringen und des zerstörten Klosters Adelhausen. Dafür gewährte der König der Stadt die gleichen Rechte, Gnaden und Freiheiten, wie sie Kolmar und andere Städte des Reiches schon besaßen.

Damit war die Macht der Grafen von Freiburg zum Sinken verurteilt. Das Bürgertum und vor allem der in den Einungen und Berufsgenossenschaften organisierte Handwerkerstand nahm die Gunst der Stunde wahr: Die neue Stadtverfassung von 1293 bestätigte die 18 Zünfte unter ihren Zunftmeistern und dem Obristzunftmeister. Mit acht Vertretern zogen sie in den Rat der Stadt ein. Auch von den neun Mitgliedern des Gerichtes gehörten nunmehr zwei dem Handwerkerstand an, während der Schultheiß als Vorsitzender im Gericht bis ins 18. Jahrhundert hinein meist ein Adliger war. An der Spitze des Gemeinwesens stand in Krieg und Frieden der jährlich an Johanni gewählte Bürgermeister. Bürgermeister und Rat bildeten zusammen die Stadtobrigkeit.

Durch seine Fehden erheblich verschuldet, suchte Graf Egino II. bei der Bürgerschaft finanzielle Hilfe, erst durch Bitten, dann durch Drohen. Aus der Zwietracht entstand Feindschaft. Der Graf belagerte die eigene Stadt und die Bürger zerstörten ihm das untere Schloß. Bei Betzenhausen kam es zum offenen Kampf. An der Spitze seiner Hilfstruppen wurde Eginos Schwager, der Straßburger Bischof Konrad von Lichtenberg, von dem Freiburger Metzger Hauri tödlich verwundet. Dadurch war der Kampf zugunsten der Freiburger entschieden. Seitdem beansprucht die Metzgerzunft den Vortritt vor den anderen Zünften bei der Freiburger Fronleichnamsprozession. Das Bischofskreuz und der Name Bischofslinde erinnern noch an den Tod Konrads im Jahre 1299.

Zu einem dauernden Frieden kam es aber auch unter den späteren Grafen von Freiburg nicht. Sowohl Konrad II. als auch Friedrich mußten es hinnehmen, daß die Freiburger Kriegsbündnisse mit anderen Städten schlossen, u. a. mit Straßburg, Basel, Mainz, Worms, Speyer, Konstanz, Lindau, Zürich und Bern, so daß sie von den immer tiefer in Schulden geratenen Grafen, das Münzregal und schließlich völlig freies Bündnisrecht erhielten. Aus dieser Zeit des mächtig aufstrebenden Bürgertums stammen auch die vielen wohltätigen Stiftungen und die Pfründen im Münster, vor allem die bis heute bestehende Heilig-Geist-Spital-Stiftung (1318). Freiburgs Bürgermeister, der Ritter Johann Snewli, genannt der Gresser, stiftete 1346 das Karthäuserkloster am Johannesberg.

Die große Pest vom Jahre 1348 hielt auch in Freiburg reiche Ernte. Die Angst und die Ohnmacht vor dem „Schwarzen Tod“ lösten — wie auch in anderen Städten — in Freiburg erstmals eine große allgemeine Judenverfolgung aus.

Ältestes Fachwerkhaus Freiburgs um 1450 mit dem 1807 errichteten Bertoldsbrunnen, (1944 zerstört)

Die wirtschaftliche Blüte der Stadt zu Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ihre damit verbundene Unabhängigkeit in politischer und rechtlicher Hinsicht und die Wehrhaftigkeit der Bürger führten zwangsläufig zum offenen Zerwürfnis mit dem Stadtherrn, Graf Egino III. (1358 — 1368) von Freiburg. Die Freiburger zerstörten die Grafenburg auf dem Schloßberg (1367), erlagen aber trotz Kriegshilfe der Städte Basel, Breisach, Neuenburg und Kenzingen dem Heer des Grafen und seiner Verbündeten in dem blutigen und verlustreichen Kampf bei Endingen am Kaiserstuhl. Mit der Summe von 15 000 Mark Silber und der Verpflichtung, Graf Egino III. die Herrschaft Badenweiler zu kaufen, sagte sich die Stadt 1368 von ihm los und begab sich freiwillig unter den Schutz des Hauses Habsburg.

Zunächst von den Herzögen Albrecht III. und Leopold III. gemeinsam regiert, gehörten Freiburg und der Breisgau nach der Länderteilung zwischen den beiden Brüdern im Jahre 1379 zu den Gebieten, die Herzog Leopold III. zugesprochen bekam, und die mit Schwaben, Thurgau, Aargau, Schwarzwald, Elsaß und Sundgau die späteren österreichischen Vorlande bildeten. König Wenzel verlieh der Stadt zwei gefreite Jahrmärkte. Die schutzzöllnerische Gewerbe- und Handelspolitik des Rats unter weitgehender bürgerlicher Selbstverwaltung trug ihre Früchte: Die Stadt kaufte 1381 das Dorf Betzenhausen. Aus dieser Zeit stammt auch die erste Nachricht über die Freiburger Edelsteinschleiferei, die im 15. und 16. Jahrhundert ihre höchste Blüte erlebte.

Noch vor der Wende zum 15. Jahrhundert zählte man innerhalb der Stadt 57 adelige Herren, 42 Kaufherren, 77 Weltgeistliche, 20 Klöster und Klosterhöfe, 13 Juden und 1561 zünftige Bürger, die mit ihren Familienangehörigen, Knechten, Mägden und sonstigem Dienstpersonal eine etwa 9000 Seelen umfassende Gesamteinwohnerschaft bildeten.

Im Kampf gegen die territorialen Ausdehnungsversuche der Eidgenossenschaft — um deren Verbindung mit dem schwäbischen Städtebund zu hindern — fiel Herzog Leopold III. in der unglücklichen Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386. Mit ihm blieb die Blüte des Freiburger und Breisgauer Adels auf dem Kampffeld, darunter auch der Bannerträger Freiburgs, Ritter Martin Malterer. Gegen die bei Sempach geschwächten adligen Geschlechter revoltierten nun die Zünfte: An die Spitze des Gemeinwesens stellten sie 1388 einen bürgerlichen „Ammeister", nahmen von den 30 Sitzen im Stadtrat selbst 18 ein und überließen dem Adel nur noch 12 Sitze. Herzog Leopold IV. (1386 — 1411) schränkte zwar die zunftfreundliche Stadtverfassung wieder ein und schaffte das Amt des Ammeisters wieder ab, aber es blieb bei der vorwiegend bürgerlichen Besetzung des Rats: 12 Adlige, 12 Kaufherren, 18 Zunftmeister und 6 Zünftige. Als ein weiteres Zeichen aufstrebender Macht und Blüte der Stadt ist der Beitritt Freiburgs zum sogenannten Rappenmünzbund der oberrheinischen Städte (1404) zu erwähnen sowie die Tatsache, daß um die Jahrhundertwende über 30 Städte und Orte in ihrer Rechtsprechung Freiburg als Oberhof anerkannten und ihren Rechtszug nach Freiburg nahmen.

Weniger kriegerisch, aber nicht minder ereignisreich wirkte sich die Herrschaft Herzog Friedrichs IV., „mit der leeren Tasche", (1411 — 1415; 1427 — 1439), auf das Schicksal der Stadt aus. Weil er die Flucht des von den Konstanzer Konzilsvätern abgesetzten Papstes Johannes XXIII. aus der Konzilsstadt begünstigt und ihm in seiner Stadt Freiburg Aufenthalt und bei den Predigern Asyl verschafft hatte, kam er in Acht und Bann. Freiburg, das den Papst mit allen Ehren empfangen und willkommen geheißen

hatte, wurde dafür auf zwölf Jahre Reichsstadt.

Herzog Albrecht VI. (1450 — 1458) war der einzige Landesfürst, der auch in Freiburg residierte. Von seinen Bemühungen, die Stadt zu einem geistigen und kulturellen Zentrum innerhalb des habsburgischen Territoriums am Oberrhein zu machen, zeugt die Stiftung der Freiburger Universität im Jahre 1457. Doktor Matthäus Hummel aus Villingen, der erste Rektor, hielt am 26. April 1460 im Münster die Einweihungsrede. Von den Vogesen bis Tirol immatrikulierten sich 214 Studenten an dieser neuen Hochschule im deutschen Südwesten, der zweiten — nach Wien — im habsburgischen Raum.

Die Beteiligung der Stadt an den großen handelspolitischen Bündnissen im 13. und 14. Jahrhundert, ganz besonders aber ihre merkantile Verbindung zu den Nachbarstädten Breisach, Neuenburg, Basel, Straßburg und Rotweil sowie eine beachtliche eigene Produktion der Tuchwalken, Steinschleifen, Lohstampfen und Gerbereien sprechen dafür, daß Freiburg das ganze Mittelalter hindurch zentrale Umschlagstelle eines starken Handelsverkehrs gewesen ist. Noch heute erinnert die Salzstraße an den weitreichenden Salzhandel. Mittelpunkt des städtischen Wirtschafts- und Finanzwesens war das Kaufhaus. Dort wurden alle Abgaben und Gefälle bezahlt, die Naturalien entrichtet, ebenso das Gewerfte, das Ungeld, die Strafgelder und das Einkaufsgeld für die Bürgerannahme.

Durch Kauf erweiterte die reichgewordene Stadt mehrfach ihr Hoheitsgebiet und wurde selbst Grundherrin von Zarten, Bickenreute, Burg und Attental (1463). Sie nahm auch den ins Stocken geratenen Münsterbau wieder auf und berief für den letzten Bauabschnitt, den spätgotischen Chor, die Meister Hans von Gmünd und Hans Niesenberger aus Graz (1471).

Die steten Kriegshändel des verschuldeten, durch die Eidgenossen bedrängten Herzogs Sigismund (1458 — 1490) und schließlich die beabsichtigte Verpfändung der gesamten österreichischen Vorlande an Bayern, veranlaßten das Familienoberhaupt, König Maximilian I. (1493 — 1519), zum Eingreifen. Er nahm die Regierung der Vorlande selbst in die Hand, und seine Vorliebe für die „Hauptstadt des Breisgaus“ ist unverkennbar. Mehrfach weilte er als Kaiser in ihren Mauern und nahm seine Wohnung bei den Dominikanern im Kaiserbau. Dort wohnte er auch mit seiner Gemahlin Bianka Maria Sforza während der glanzvollen Tage des Freiburger Reichstages von 1498. Diesem einmaligen Ereignis verdankt das (1944 zerstörte) spätgotische Kornhaus seine Entstehung, das als Mehrzweckbau im Erdgeschoß Raum für den Kornmarkt bot und im Obergeschoß den neuen Fest- und Tanzsaal enthielt. Das Recht, eigene Goldmünzen zu prägen und alljährlich einen dritten Jahrmarkt abzuhalten, sind nur einige der vielen Gunstbeweise, womit der kaiserliche Herr die Stadt auszeichnete. Der Wissenschaft zugetan, regte er die Neufassung des Freiburger Stadtrechts durch den Stadtschreiber und Universitätslehrer Dr. Ulrich *Zasius* an. Ihn, wie auch seinen Nachfolger im Stadtschreiberamt, Dr. Jakob Mennel, ernannte Maximilian zu Kaiserlichen Räten.

Dem Kaiser widmete der Freiburger Kartograph Martin *Waldseemüller* seine große in St. Dié entstandene Weltkarte von 1507, auf welcher zum erstenmal die Teile der von Columbus entdeckten Neuen Welt dargestellt und mit der von dem Elsässer Humanisten Matthias Ringmann erfundenen und geprägten Namensform AMERICA benannt waren.

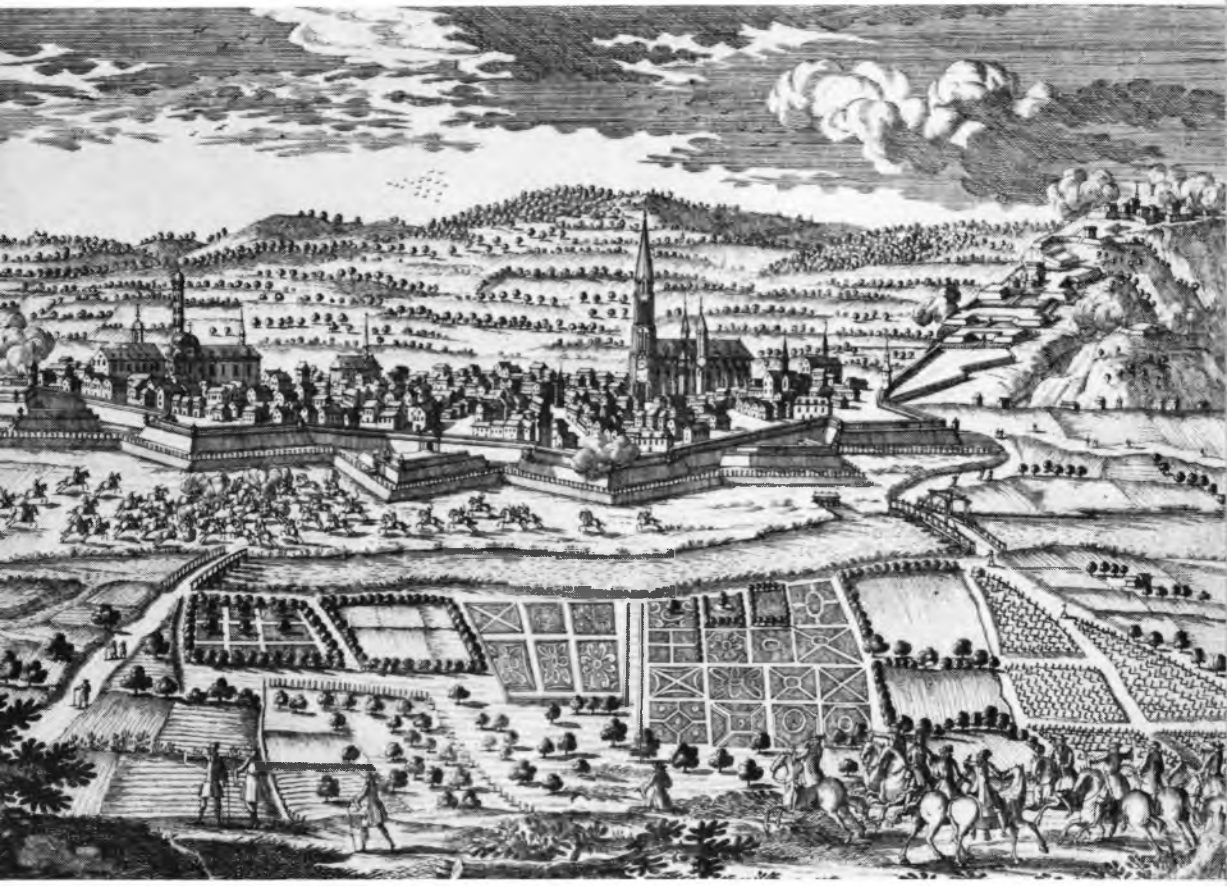
Zur selben Zeit schuf Meister Hans *Baldung*, genannt „Grien“, mit seinen Gemälden einen der schönsten Hochaltäre der deutschen Gotik für das Freiburger Münster, das mit seinem unvergleichlich erhabenen

Turm zum Wahrzeichen der Stadt geworden ist. Nach Fertigstellung und Einweihung des Chors (1513) war es die einzige in der gotischen Bauepoche vollendete Kirche längs des Oberrheins. Maximilians Kanzler, Dr. Konrad Stürtzel, erbaute für sich in der Stadt ein Herrenhaus, das seinen heutigen Namen nach dem Basler Domkapitel erhielt. Es wurde 20 Jahre später als „Basler Hof" dem durch die Reformation aus Basel vertriebenen Domkapitel zum langjährigen Asyl. Das 1516 entstandene spätgotische Haus „Zum Walfisch", eines der repräsentativsten Bürgerhäuser in der Stadt überhaupt, hatte der Kämmerer des Kaisers, Jakob Villinger, erbaut. Dort wohnte der ebenfalls vor der Reformation aus Basel geflüchtete Humanist, Erasmus von Rotterdam, während seines Freiburger Aufenthaltes.

Die Reformation konnte in Freiburg keinen Boden gewinnen. Die Stadt blieb Sammelpunkt des Katholizismus am Oberrhein. Sie widerstand auch den unzufriedenen Bauern, die sich 1513 im Bundschuh zu Lehen verschworen, und sie kam ihrem bewaffneten Anschlag zuvor. Der Hauptmann und Anführer Jos Fritz entfloh mit anderen nach der Schweiz. Im großen Bauernkrieg von 1525 jedoch schlossen die vereinigten Bauernhaufen Freiburg ein, brannten das Kartäuserkloster nieder und zwangen die Stadt — allerdings unter milden Bedingungen — sich der Bewegung anzuschließen. Die blutige Unterdrückung des Aufstandes im Elsaß vereitelte alle weiteren Aktionen im Breisgau.

Nach dem Tode Kaiser Maximilians I., an dessen Sterbebett in Wels sein vertrauter Beichtiger, der berühmte Freiburger Karthäuserprior und Universitätsprofessor Gregor Reisch den letzten Beistand leistete, waren Freiburg und der Breisgau mit einbezogen in die großen machtpolitischen Unternehmungen des Reichs, deren Glanz, aber auch deren Stürme und letztlich deren Scheitern die Stadt und die Landschaft des Breisgaus miterlebt und miterlitten haben. Allein im Dreißigjährigen Krieg wechselte Freiburg siebenmal seinen Gebieter und mußte fünf, zum Teil schwere Belagerungen aushalten. Dabei gingen die außerhalb der Mauern gelegenen Klöster St. Katharina und Adelhausen mit zahlreichen Kostbarkeiten, darunter wertvolle alte Handschriften, in Flammen auf. Mit 30 000 Gulden Kontributionszahlungen belasteten die siegreichen Schweden 1632 die Einwohnerschaft Freiburgs.

Durch den Verlust der elsässischen Gebiete und der Stadt Breisach war die Stadt nach dem Westfälischen Frieden von 1648 dazu bestimmt, Vorland, ja sogar Vorfestung des vorderösterreichischen Gebietes zu werden. Weit entfernt von Innsbruck und von Wien, erfuhr sie nun die volle Ungunst ihrer exponierten Lage durch alle Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts hindurch. So belagerte 1677 der französische Marschall de Crequi die Stadt und nahm sie ein. Die vorderöstereichische Regierungsstelle, seit 1648 von Ensisheim nach Freiburg verlegt, flüchtete nach Waldshut, die Universität nach Konstanz, und das Basler Domkapitel zog nach Arlesheim. Durch seinen Festungsbaumeister Vauban ließ König Ludwig XIV. die Stadt zu einer Hauptfestung ausbauen. Freiburgs älteste Vorstadt Neuburg im Norden, die Prediger- und die Lehenervorstadt im Westen und ein Teil der Schneckenvorstadt im Süden wurden niedergelegt, 14 Kirchen und Kapellen, vier Klöster und vier Spitäler verschwanden vom Erdboden, und acht große Bastionen umgürteten den alten Stadtkern. Die Hauptfestungswerke zogen sich am Schloßberghang über das Peterschloß, die Sternschanze und das Salzbüchsle zum Adlerschloß auf der obersten Höhe hin. König Ludwig selbst besuchte die Stadt, besichtigte die Festungsanlagen, richtete eine neue Universität ein und verlieh der Stadt einen vier-



Die von Vauban zur Festung umgebaute Stadt Freiburg. Kupferstich von Aveline, Anf. 18. Jahrh.

ten Jahrmarktstag mit einem eigenen Roßmarkt. Im Frieden von Ryswick kamen Freiburg und Breisach wieder an Österreich zurück, doch noch zweimal, 1714 im Spanischen Erbfolgekrieg und 1744 im Bayerisch-Österreichischen Erbfolgekrieg, wurde die Stadt von den Franzosen belagert und erobert. Vor ihrem Abzug 1745 sprengten die französischen Soldaten alle Festungswerke.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts zählte Freiburg nur wenig mehr als 3000 Einwohner, wovon ein Drittel auf Armenkosten lebte. Daß trotzdem das Freiburger Wirtschaftsleben nicht völlig zum Erliegen kam, ist in der seit 1510 erfolgten Zuwanderung auswärtiger Kaufmannsfamilien nach Freiburg und dem Breisgau begründet. Von den als „welsche Krämer" bezeichneten Savoyarden ließen sich die Montfort, Michon, Briffon, Sautier und Rosset als Kaufleute oder Privatbankiers in Freiburg nieder und verbanden sich oft durch Heirat mit den eingesessenen Handelsfamilien, etwa der Buckeisen oder Gäß.

Seite 10 Wiederaufgebaute Altstadt
Seite 11 Markt am Münsterplatz

Die Kulturedikte der Kaiserin Maria Theresia und die tiefgreifenden Verwaltungsreformen ihres Nachfolgers, Kaiser Josephs II., suchten der allgemeinen Verarmung zu steuern und den wirtschaftlichen Tiefstand zu heben. Immerhin gestaltete die Stadt den Aufenthalt der Kaisertochter Marie Antoinette, die im Mai 1777 auf ihrer Brautreise zur Vermählung mit dem französischen Dauphin in Freiburg weilte, zu glanzvollen Festtagen. Als Kaiser Joseph II. vom Besuch seiner Schwester am französischen Hof zurückkehrte, wohnte er im Gasthaus „Zum Storchen", das sich fortan „Römischer Kaiser" nannte, was den Freiburger Magistrat zur Umbenennung der „langen Gass" in „Kaiserstraße" bewog (1777).

Während der Französischen Revolution flüchteten viele französische Adlige, darunter Graf Boniface Mirabeau, der Bruder des berühmten Redners, nach Freiburg. Manche blieben, so auch MIRABEAU-TONNEAU, der sein — heute noch erhaltenes — Grab auf dem Alten Friedhof fand. Die französischen Revolutionstruppen rückten über Breisach gegen Freiburg vor, besetzten es 1796 trotz der tapferen Gegenwehr des neudem den Doppelnamen „Alberto-Ludovigegründeten Bürgermilitärkorps. Sie mußten aber wieder bis zum Rhein zurückweichen, nachdem Erzherzog Karl durch erfolgreiche Kämpfe die Räumung des Breisgaus erzwang und, stürmisch umjubelt, in Freiburg einzog.

Im Frieden von Campo Formio (1798) zwischen Österreich und Frankreich wurde dem Herzog Hercules III. von Modena der Breisgau als Entschädigung für die Abtretung seines Landes an die Cisalpinische Republik zugesprochen. Da sich Hercules III. nach dem Frieden von Lunéville (1801) immer noch weigerte, den Breisgau allein als Ersatz für das Herzogtum Modena anzunehmen, erfolgte nach einem weiteren Abkommen die Übergabe des Breisgaus und der Ortenau an den Vertreter des Herzogs, den österreichischen Erzherzog Ferdinand. Freiburg wurde Sitz der breisgauisch-ortenauischen Landesregierung unter ihrem Regierungspräsidenten, dem Freiherrn Hermann von Greiffenegg. Erzherzog Ferdinand regierte als modenischer Landesfürst den Breisgau von Wiener-Neustadt aus.

Nach dem Preßburger Frieden (1806) wurden Freiburg und der Breisgau mitsamt der Ortenau auf Napoleons Betreiben an den Kurfürsten von Baden, Großherzog Karl Friedrich (1806 — 1811), abgetreten. Zur Erinnerung an diese Rückkehr der Stadt unter einen Nachkommen des Hauses Zähringen errichtete man an der Stelle des alten Fischbrunnens im Zentrum der Stadt den Bertoldsbrunnen. Der damalige Bürgermeister, Johan Joseph Adrians (1806—1824), führte nach der Neuorganisation des Stadtrates (1807) erstmals den Titel eines Oberbürgermeisters; Großherzog Karl Friedrich den eines Rector Magnifizentissimus der Freiburger Universität.

Die badische Ära in der Freiburger Stadtgeschichte war durch eine umfassende Neugliederung der allgemeinen Verwaltung geprägt. Freiburg wurde zur „Hauptstadt" des Dreisamkreises bestimmt mit Sitz des Dreisamdirektoriums, zweier Landämter, eines Stadtamtes und einer Stadtdirektion. Der Stadtmagistrat bestand aus dem Oberbürgermeister, acht Räten und dem Ratschreiber. Die breisgauischen Landstände, Stifter und Klöster waren 1806 aufgehoben worden.

Die napoleonischen Kriege forderten von der Stadt Freiburg schwere Opfer. Fast ständig war die Stadt mit Truppen belegt, denn Baden war ein mit Napoleon verbündeter Staat. Eine allgemeine Stagnation in der Gesamtentwicklung der Stadt war die un-

Kollegiengebäude II und I

mittelbare Folge, die sich noch bis weit in die Mitte des 19. Jahrhunderts auswirkte. Unter Großherzog Karl (1811 — 1818) erlebte Freiburg die Befreiungskriege. Über eine halbe Million Soldaten der verbündeten Armeen zogen durch die Stadt, wofür abermals hohe Kosten für die Bürgerschaft entstanden. Vom Dezember 1813 bis Januar 1814 nahmen die verbündeten Monarchen, Kaiser Alexander I. von Rußland, Kaiser Franz II. von Österreich und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen — in Begleitung Prinz Wilhelms, des späteren Deutschen Kaisers Wilhelm I. — ihren Aufenthalt in Freiburg.

Die Hoffnung vieler Bürger, Freiburg und der Breisgau würden nach dem Wiener Kongreß wieder zu Österreich zurückkehren, erfüllte sich nicht. Freiburg blieb zunächst eine kleine badische Landstadt, deren Universität zu einer unbedeutenden Provinzanstalt mit nur wenigen Studenten abgesunken war, so daß ihre Aufhebung von der großherzoglichen Regierung in Karlsruhe ernsthaft erwogen wurde. Den vereinigten Bemühungen von Stadtverwaltung und Senat der Universität, insbesondere dem mutigen Eintreten des Freiburger Universitätsprofes-

Seite 14, 15 Freiburg i. Br. Luftbild

Freiburg i. Br. um 1852 Kolorierter Stadtplan von Josef Wilhelm Lerch

sors Carl von Rotteck, ist die Erhaltung der Hochschule zu verdanken:

1820 garantierte der Landesfürst, Großherzog Ludwig (1818 — 1830), das Weiterbestehen der Freiburger Universität, die seitdem den Doppelnamen „Alberto-Ludoviciana" führt. Die Auflösung des alten Bistums Konstanz und die Neubildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, als deren Metropole Freiburg ausersehen war, ließen der Stadt wieder mehr Bedeutung zukommen. Nach langen und schwierigen Verhandlungen fand im Oktober 1827 die Inthronisation des früheren Münsterpfarrers Dr. Bernhard Boll als erstem Erzbischof des neugegründeten Erzbistums Freiburg statt.

Großherzog Leopold (1830—1852) gab in der neuen badischen Gemeindeordnung von 1832 den Städten weitgehende Selbstverwaltung, doch die Wahl des Freiburger Universitätsprofessors und liberalen Abgeordneten der zweiten badischen Kammer, Carl

von Rotteck, zum Oberbürgermeister der Stadt (1833) wurde von der badischen Regierung nicht bestätigt. Die starken liberalen Strömungen in Baden fanden schließlich in den revolutionären Bewegungen der Jahre 1848/49 sichtbarsten Ausdruck. General Sigel besetzte mit bewaffneten Aufständischen die Stadt, wurde aber nach zwei Tagen durch Bundestruppen wieder vertrieben. Nochmals verteidigten sich die Freischärler im Frühjahr 1849 in heftigen Straßenkämpfen gegen die unter Prinz Wilhelm anrückenden preußischen Bundestruppen, die schließlich Sieger blieben. Max Dortu und noch zwei Anhänger der badischen Freiheitsbewegung wurden auf dem Friedhof in der Wiehre standrechtlich erschossen. Dortus Grab wird durch eine Stiftung seiner Eltern heute noch erhalten.

War schon die Eröffnung der Eisenbahnlinie Offenburg—Freiburg (1845) und ihre Fortführung bis Schliengen (1847) Anzeichen beginnender Technisierung und moderner wirtschaftlicher Entwicklung, so ging in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das kontinuierliche Wachstum der Stadt weiter. Der steigenden Einwohnerzahl entsprach die räumliche Ausdehnung über die seit Vaubans Zeiten festgelegte Gürtellinie hinaus. Auf den eingeebneten Festungswällen und -gräben erhoben sich Villen und repräsentative Gartenanlagen, so das Colombischlößle inmitten des Roggenbachschen Gartens. In den 50er und 60er Jahren bildete sich ein neues Stadtviertel im Norden anstelle der mittelalterlichen Neuburgvorstadt. Die Albertstraße mit den Klinikbauten sowie die Eisenbahnstraße zum neuerbauten Freiburger Bahnhof entstanden in dieser Zeit. Leider mußten auch fast alle erhalten gebliebenen Teile der alten Stadtmauer und einige schöne alte Stadttore dem Bauwillen der Einwohnerschaft weichen. Große Verdienste um die Stadterweiterung und -verschönerung erwarb sich die Bürgerliche Beurbarungsgesellschaft, die aus den Notzeiten des vorangegangenen 18. Jahrhunderts heraus entstanden war und als gemeinnützige Bürgervereinigung noch bis ins 20. Jahrhundert hinein höchst segensreich für die Stadt und ihre öffentlichen Einrichtungen gewirkt hat.

Nach der Reichsgründung am Ende des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 war durch die Rückkehr des Elsasses zum Reich, Baden nicht mehr Grenzland. Zum Andenken an die in diesem Kriege unter General Werder kämpfenden Truppen der Heimatgarnison des 5. badischen (= 113.) Infanterieregiments und zum Gedächtnis seiner gefallenen Soldaten wurde aus einer Stiftung aller badischen Städte das sogenannte Siegesdenkmal errichtet (1876).

Die relativ lange Friedensepoche bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, vor allem der nach 1871 einsetzende, mitunter stürmische wirtschaftliche Aufschwung der Gründerjahre, prägten mehr und mehr das Gesicht der „Schwarzwaldhauptstadt Freiburg". Erbgroßherzog Friedrich und Erbgroßherzogin Hilda nahmen nach ihrer Vermählung (1885) ihren Aufenthalt in der ehemaligen Deutschordens-Commende in der Salzstraße. Aus allen Teilen des Reiches kamen Studenten und Professoren an die Universität, die in ihrer Frequenz um diese Zeit das erste Tausend überschritt.

Die Eingemeindung der Vororte Günterstal und Haslach (1890), Zähringen (1906), Betzenhausen (1908) und Littenweiler (1914) erweiterten das Stadtgebiet nunmehr bis auf die Höhen des Schauinslands.

Die hoffnungsvolle Aufwärtsentwicklung geriet durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 ins Stocken. Wenn auch verhältnismäßig wenig Fliegerschäden und Personenverluste durch Bombenabwürfe auf die Stadt zu verzeichnen waren, so hatte doch Freiburg über dreitausend gefallene und in der Kriegsgefangenschaft verstorbene Bürger zu beklagen. Die Ausrufung der Repu-

blik in Deutschland und die Bildung des Freistaates Baden waren die ersten Auswirkungen des verlorenen Krieges von 1914 bis 1918. Die Nachkriegszeit mit ihren Begleiterscheinungen, insbesondere die Inflation und die allgemeine wirtschaftliche Depression ließen zum erstenmal ein und dieselbe Bürgergeneration erkennen, wie rasch wirtschaftlicher Blüte ernsthafte Krisenzeiten folgen können. Die Berufung zweier Freiburger Bürger, des Rechtsanwalts und Stadtrats Konstantin Fehrenbach zum Reichskanzler und des Professors Dr. Joseph Wirth zum badischen, später zum Reichsfinanzminister, waren hoffnungsvolle Lichtblicke in politisch schwerer Zeit. Wenngleich die Grenznähe zu Frankreich keine größeren Industrieansiedlungen zuließ, gab es dennoch Ansätze, die wirtschaftliche Stagnation zu überwinden Die Eröffnung der Deutschen Rhodiaceta AG im Jahre 1928 durfte zuversichtlich stimmen, und Freiburgs erster Weinmarkt im Frühjahr 1930 — heute längst zur Tradition geworden — ließ die Stadt deutlich als Mittelpunkt und Umschlagplatz der südbadischen Weinbaugebiete, des Kaiserstuhls und des Markgräflerlandes, in Erscheinung treten.

Die zahlreichen Rentner und Pensionäre, die neben den Beamten, dem mittleren und kleinen Gewerbe und dem Handel in der Stadt lebten, bildeten bei aller sozialen Differenzierung doch eine einheitliche bürgerliche Gesellschaft. Trotz zunehmender politischer Agitation, gesteigert durch die Erscheinungen der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre, ließen sich die 8000 Arbeitslosen in der Stadt nicht zu würdelosem Radikalismus verführen. Selbst der erste und zugleich letzte Besuch des Parteiführers Adolf Hitler im Juli 1932 war wegen der deutlichen oppositionellen Haltung der Freiburger Zuhörerschaft für diesen so enttäuschend, daß er die Stadt auch später als Reichskanzler stets gemieden hat. Als am 6. März 1933 die Hakenkreuzfahne auf dem Balkon des Rathauses gehißt wurde, gegen den Willen und unter Protest des amtierenden Oberbürgermeisters Dr. Bender, brach für die Stadt die Zeit des nationalsozialistischen Gewaltregimes an, das mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 in Berlin begonnen hatte.

Nach der Volkszählung vom Juni 1933 hatte die Stadt erstmals die Hunderttausendgrenze an Einwohnern überschritten und war somit Großstadt geworden. Durch die Eingemeindung von St. Georgen im April 1938 wuchsen Stadtgebiet und Einwohnerzahl abermals an. Die städtische Selbstverwaltung war aber nur noch ein Schein, und die Träger der öffentlichen Gewalt fungierten nur noch als Trabanten des dirigistischen Zentralismus von Partei- und Reichsbehörden in Berlin. Der Brand und die Niederlegung der Synagoge in der sogenannten „Kristallnacht“ vom 10./11. November 1938 machten das erschreckend klar. Immerhin haben zwei Drittel der Freiburger Juden durch Ausreise, Ausweisung oder Flucht ins Ausland ihr Leben retten können. Das restliche Drittel ist der sogenannten „Endlösung“ zum Opfer gefallen.

Der Angriff auf Polen am 1. September 1939 löste den Zweiten Weltkrieg aus und brachte Freiburg in den unmittelbaren Feuerbereich französischer Geschütze. Die Zerstörungen und die Toten, die Freiburgs Zivilbevölkerung in diesem Kriege zu beklagen hatte, sind fast ausschließlich auf einen einzigen Großangriff feindlicher Bombenflugzeuge am Abend des 27. November 1944 zurückzuführen. Innerhalb von 20 Minuten wurden das alte historische Freiburg, neun Zehntel des alten Stadtkerns, Teile vom Stühlinger, der Wiehre und von Herdern, das Opfer der Bomben und der tagelang wütenden Brände. Die genaue Zahl der Toten konnte nie ermittelt werden, doch hat der Luftkrieg mit Sicherheit 2193 Todesopfer innerhalb der Stadt gefordert. Die

Der neue Bertoldsbrunnen

kampflose Besetzung der Stadt erfolgte kurz vor Kriegsende am 23. April 1945.

Hart und entbehrungsvoll waren die ersten Nachkriegsjahre, vor allem die drei Winter 1945/46, 1946/47 und 1947/48. Erst nach der Währungsreform im Sommer 1948 brachte die neue Deutsche Mark den Wiederaufbau in Gang. Von 1947 bis zur Errichtung des Bundeslandes Baden-Württemberg im Jahre 1952 war das Colombischlößle Sitz der südbadischen Landesregierung und ihres Ministerpräsidenten Leo Wohleb.

Mit dem äußeren Wiederaufbau der Breisgaustadt, der heute als nahezu abgeschlossen gelten darf, war das Wiederaufblühen des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens eng verbunden. Schon im Mai 1946 trat die nunmehr staatliche Freiburger Musikhochschule als städtisches Institut ins Leben, um die Tradition des Freiburger Musikkonservatoriums weiterzuführen. Der Grundstein zum neuen Kollegiengebäude II der Freiburger Universität wurde während der festlichen Tage im Sommer 1957 gelegt, da die Alma Mater ihr 500jähriges Bestehen feierte. Rund 12 000 Studenten und Professoren aller Nationen, Rassen und Konfessionen dokumentieren heute in den Hörsälen, Instituten und Laboratorien den anerkannten, weltweiten Ruf der Freiburger Universität. Mit dem Großen Haus und dem Kammerspieltheater sind die Städtischen Bühnen aus dem fast völligen Ruin wiedererstanden und üben eine weit über die Stadtgrenzen hinausreichende Anziehungskraft auf ein ständig wachsendes Publikum aus.

Nur der unermüdliche Fleiß und die Tatkraft von Arbeitern, Angestellten und Unternehmern, der Fachverbände, Kammern, Verwaltungs- und Regierungsstellen haben im Verein mit großzügigen Kredit- und Finanzierungsmaßnahmen der Freiburger Geldinstitute die fast unlösbar scheinenden Probleme und die katastrophale Lage überwinden helfen, die der Krieg und das völlige Erliegen des deutschen Wirtschaftslebens während der ersten Nachkriegsjahre im Gefolge hatten. Besser und eher als es je vorauszusehen war, ist die tiefe Wunde geheilt, die der Krieg der Stadt geschlagen hatte. Mit seinem herrlichen Münster, den alten Tortürmen, dem flutenden Verkehr auf den Straßen, den belebten Gassen und stillen Winkeln, dem romantisch verträumten „Alten Friedhof", den schönen Gärten und Grünanlagen bietet sich heute die „Schwarzwaldhauptstadt" neu und anmutig dem Betrachter dar.

Ein eigenes Industriegebiet mit vorwiegend „sauberer" Industrie entstand im Westen der Stadt. Die einheimische Möbel-, Textil- und Papierproduktion, Elektro- und Feinmechanik-Großunternehmen sowie Chemiefaserwerke und Großbrauereien beschäftigen auch zahlreiche „Pendler" aus der näheren und weiteren Umgebung, ja sogar aus dem Elsaß. Das bodenständige Handwerk, mit einem Viertel aller Betriebe in der Altstadt konzentriert, nimmt im Wirtschaftsleben der Stadt eine beachtliche Rolle ein. Die bewußte Konzentration von Waren- und Kaufhäusern an der Kaiser-Joseph-Straße und die ausgewogene Mischung weiterer Geschäftsbauten und Spezialgeschäfte in den übrigen Teilen der Stadt haben Freiburg zum Einkaufszentrum eines weiten Einzugsgebietes werden lassen, das sich bis ins benachbarte Elsaß und in die Schweiz hinein erstreckt. Daß sich Freiburg auch zu einer beliebten und bekannten Erholungs-, Fremden- und Kongreßstadt entwickelt hat, verdankt es seiner idealen Lage am Fuße der Schwarzwaldberge wie auch am internationalen Verkehrsstrom von Nord nach Süd und von Ost nach West.

Als Mittelpunkt seiner Landschaft und als vielfältiges Strahlungszentrum religiöser, geistiger, wissenschaftlicher und wirtschaft-

licher Kräfte, als Bischofsstadt und Sitz des oberrheinischen Kirchenmetropoliten, als Sitz des südbadischen Regierungspräsidiums und vieler anderer hoher Landes- und Bundesbehörden ist die führende Stellung der Stadt im deutschen Südwesten heute unbestritten Aber selbst mit ihren nunmehr 164 000 Einwohnern hat die immer noch stetig wachsende und sich dehnende Großstadt ein altes, ehrwürdiges Erbe zu pflegen und zu bewahren: den historischen zähringischen Stadtkern. Ihm verdankt sie den ihr eigentümlichen Charakter, der sich in der glücklichen Synthese von Stadt und einbezogener Landschaft offenbart. Eben diese anheimelnde Mischung städtischer Eleganz und ländlicher Biederkeit, die von Freiburgs Bewohnern und Gästen so sehr geschätzt wird, begründen den liebenswerten Charme und den anziehenden Reiz der 850 Jahre alten Zähringerstadt auch heute noch. Sie darf diese Wesenszüge auch in Zukunft nicht verlieren

---

[1]) W. Schlesinger, Das älteste Freiburger Stadtrecht, Überlieferung und Inhalt, Zt. d. Savigny-Stiftg. f. Rechtsgeschichte (Germ. Abt. 83, 1966).

[2]) B. Schwineköper, Die Vorstädte von Freiburg im Breisgau während des Mittelalters, Veröffentlichungen d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württ., Reihe B, Forschungen, 51. Bd., Stadterweiterung und Vorstadt, 1969. Die übrige Literatur über Freiburg i. Br. ist im wesentlichen bei L. A. Ricker, „Freiburg, aus der Geschichte einer Stadt", 2. Auflage, Karlsruhe 1966, zusammengestellt.

Die Vorlagen zu den Abbildungen auf S. 10, 11, 14/15 sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags Pombach u. Co., Freiburg, aus dem Bildband „Freiburg im Breisgau, Impressionen einer Stadt" entnommen.
Für die Vorlage zu Abb. auf S. 13 bin ich Herrn Prof. Wolfgang Müller und dem Freiburger Rotteckgymnasium zu Dank verpflichtet.

Die Burg Zähringen

Von C. A. Müller, Basel

1. Die Burganlage

Am Nordrand der sich rasch ausdehnenden Stadt Freiburg im Breisgau schaut ein Burgturm von einem der dunkeln Waldberge herab. Dieser alte Wehrbau darf mit Stolz über das Häusermeer zu Füßen blicken, überragt er doch in Alter und Würde alles, was die jüngste Zeit in der Breisgauer Ebene geschaffen. Er ist und bleibt — gemeinsam mit dem Münsterturm der alten Stadt — das Wahrzeichen für eine viele Jahrhunderte umspannende Wirklichkeit, die wir kurzlebigen Menschen in ihrer Gesamtheit nicht zu erfassen vermögen.

Es ist eigentlich verwunderlich, daß ein 250 m über dem Mooswald aufstrebender Bergstock für die Anlage einer Burg ausgewählt wurde. Sicher wäre zwischen den Ausmündungen des Elz- und des Dreisamtales manche den Siedelungen näher gelegene Anhöhe für diesen Zweck zu finden gewesen. Aber es hatte seinen besonderen Grund, daß die Burg Zähringen dort oben entstand, wo heute noch deren Turm zu erblicken ist.

Ältere Darstellungen der Burg Zähringen, etwa aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, haben stets übersehen, daß der runde und eigentlich bescheidene Turm, der über die Waldwipfel herausragt, nicht die Spitze eines Bergkegels krönt, sondern auf einer ziemlich breiten Hochfläche steht, die auch von unten her als solche erkennbar ist. Diese letztere muß die Ursache dafür sein, weshalb hier seit urdenklicher Zeit eine Burg bestand. Wie an vielen anderen Orten ist auch hier eine mittelalterliche Feste in eine Wehranlage älterer Epochen eingebaut worden.

Bisher war immer nur von der „bescheidenen“ Burg Zähringen die Rede, die es seltsam erscheinen machte, daß sich ein solch bedeutendes Geschlecht nach ihr benannte, wie es die von 1100 an als Herzoge von Zähringen bezeichnete Familie war. Frühere und bisherige Besucher des Burgberges sahen offenbar immer nur die heute noch deutlich sichtbar dem Boden entsteigenden Mauern vor sich, welche sich etwa in der Mitte des Bergplateaus als Felsstock aus dem Gelände erheben und in ihrem südlichen Ende den runden Turm tragen, der als einziger einigermaßen erhaltener Bau unsere Blicke auf sich zieht.

Daß wir hier nur den Mittelpunkt einer riesigen Anlage vor uns sehen, scheint bisher manchen Burgenfreunden entgangen zu sein. Wer nämlich von Süden her am kleinen Gasthaus vorbei, das nahe beim Aufstieg von Zähringen her am Rand einer kleinen Waldwiese steht, zum Zähringer Turme hinstrebt, oder wer von Wildtal den Fußweg heraufsteigt, muß an einer bestimmten Stelle einen *großen Graben* überschreiten, der den breiten Scheitel des Berges in der Höhe von ca. 430 bis 450 m Höhe fast an der ganzen, umlaufenden Halde rings umfaßt. Dieser mächtige Graben kann als großartiges Bauwerk bezeichnet werden, das in vielem interessanter erscheint, als alles übrige, was an Mauerwerk, den bestehenden Turm mit eingeschlossen, zu sehen ist.

Auf der topographischen Karte 1 : 25 000 Blatt 7913 Waldkirch sowohl wie noch besser auf der Grundkarte 1:5000 finden wir dieses Wunderwerk unbekannter Tiefbaumeister eingetragen. Auch wer den amtlichen Stadtplan von Freiburg im Maßstab 1 : 12 500 zur Hand nimmt, kann seine Eintragung nicht übersehen. In einem gewaltigen Bogen umzieht es die ganze Nord- und Westseite des Burgberges und führt bis

Burg Zähringen Tuschzeichnung von M. Ring

gegen das Gasthaus an der Südseite, wohin sogar noch ein zweiter Graben hinzielt, der der Westseite vorgelagert ist. An der Süd- und Südostseite, wo der Burgberg durch einen kleinen Sattel mit dem höher ansteigenden Bergmassiv des Uhlbergs verbunden ist, zeigen sich weitere Spuren dieses Grabensystems und es läßt sich leicht erkennen, daß hier eine sorgfältig gesicherte Toranlage, also der alte Zugang, bestanden hat. Die Grabenform muß einstmals weit tiefer und mit steileren Böschungen ausgestattet gewesen sein; viel Grund und Boden ist nachgerutscht, und auch die Wälle davor haben im Laufe der Jahrhunderte viel von ihrer ursprünglichen Form verloren. Für ein geübtes Auge ist immerhin noch genügend sichtbar geblieben.

In diesem weiten, vom riesigen Bogen des Grabens umgebenen Gelände nun lag die alte Burg, deren Ursprung wir wohl nur dann ausfindig machen können, wenn wir genaue Grabungen vornehmen, ein Unterfangen, das viel Zeit, Mühe und Geld kosten, sich aber sicher lohnen wird. Da es bei dem Maß jeder Wehranlage auf ihren äußersten Graben und Wall ankommt, so gehört die Burg von Zähringen zu den ausgedehntesten in ganz Südwestdeutschland. Die Ausdehnung vom nördlichen Grabenrund bis hin zu den Toranlagen an der Südspitze des Burgberges beträgt nämlich gegen 450 m, während die Breite von West nach Ost — gemessen von Graben zu Graben — mindestens mit 300 m oder 350 m anzugeben ist. Die damit umfaßte Fläche übertrifft jene der Burg Hachberg bei Emmendingen, die bisher als die größte im Breisgau galt, bei weitem, besonders wenn man bedenkt, daß bei Hachberg auch die Bastionen

des 16. und 17. Jahrhunderts mitgerechnet werden, während bei Zähringen das Mittelalter allein die Größe bestimmte.

Auf den aus der Hochfläche aufsteigenden Burgstock, der die am besten sichtbaren Trümmer des Wehrbaues trägt, beschränkt sich auch der Grundriß, den die Bearbeiter der Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden für ihren Band Landkreis Freiburg i. Br. (Tübingen 1904, auf S. 369) aufnahmen. Seither scheint keine weitere Vermessung des Bestandes vorgenommen worden zu sein. Als man im Jahre 1830 starke Veränderungen am Mauerwerk und den Zugangswegen ausführte, fand es niemand für nötig, den bisherigen Bestand festzuhalten. Und als in jüngerer Zeit, so um 1902, in der Nähe des Burgstockes einige Funde zum Vorschein kamen, die heute im Augustiner-Museum zu sehen sind, so rief das keineswegs nach einer umfassenden Untersuchung des Geländes.

So wissen wir nicht, wie weit der Kern der Burg aus gewachsenem Felsen besteht und wie weit er durch Menschenhand geformt und mit Mauern versehen wurde. Die ganze nördliche Spitze der Plattform, an welcher der Fußweg vom Wildtal heraufsteigt, hält ihre großen Geheimnisse verborgen. Auch die Längs-Seiten des Burgstockes liegen unter Schutt verborgen, der von den oberen Mauerteilen über die unteren hinabgestürzt ist; davor ist an der Westseite ein innerer Graben erkennbar, der mit dem engen, in den Fels eingesprengten Halsgraben an der Südseite in Verbindung stand. Dieser Halsgraben trennt den südlichen Teil des ca. 100 m langen, aus dem Waldboden heraustretenden Felskamm von der wohl 1830 künstlich eingeebneten Plattform ab, welche den gewöhnlichen Besuchern als „die Burg" vorkommt.

Während dieser südliche Teil, in den ein Kriegerdenkmal hineingestellt wurde, kaum Spuren von Mauerwerk trägt, zeigt sich solches an der ganzen Ostseite des Burgkerns und ebenfalls recht deutlich an der Nordspitze, wo ein Mauergeviert besonders in die Augen fällt. Bis hierher muß einmal die eigentliche, im Mittelalter ausgebaute Burg gereicht haben. In Spuren — Bodenerhebungen und Eintiefungen — lassen sich vor allem an der Südostecke des Berges eine Reihe von ehemaligen Bauten erkennen. Hier wie an der Westseite, wo die Hochfläche sich stattlich ausdehnt, müssen Vorhöfe der Burg, vermutlich sogar ein kleines Städtchen, gestanden haben. An der Südseite muß der Schutz des Burgeingangs ausgeklügelt angelegt worden sein. Das beweisen die Vertiefungen und der Damm, an dessen Nordende wir das eigentliche Haupttor zu suchen haben. Im großen äußeren Grabenbering, der einen Teil des mächtigen uralten Grabens darstellt, stehen heute die kleinen „Schloßhäuser", die sicher einmal aus Steinen der mächtigen Burganlage erbaut worden sind.

Es ist wohl schon die Vermutung ausgesprochen worden, der mächtige Graben gehöre einem Befestigungssystem an, wie es im Dreißigjährigen Krieg oder im 18. Jahrhundert da und dort im badischen Land, vor allem auf den Höhen des Schwarzwaldes angelegt wurde. Wer aber die letzteren kennt, weiß, daß diese stets in geometrischer Form angelegt worden sind (wie etwa auf dem „Hau" zwischen dem Großen und dem Kleinen Wiesental) und auch sonst ganz anders aussehen, als der riesige Rundgraben, der nur einer frühgeschichtlichen Anlage zugehören kann.

Wenn wir uns dies vor Augen halten, wissen wir plötzlich, weshalb ein Geschlecht, das im Lande eine wichtige Rolle spielte, sich um das Jahr 1100 den *Namen* der Burg von Zähringen zulegte. Denn diese war damals am Oberrhein nicht nur als die größte, sondern auch als die bedeutendste Wehranlage bekannt.

Burg Zähringen Aquatintablatt von Follenweider-Nilson 1820

2. Zähringen und der Breisgau bis zum Jahre 1100

Erst reichlich spät erfahren wir vom Bestehen der Ortschaften. Die ältesten im Breisgau schriftlich festgehaltenen Namen von Orten sind *Tarodunum*, mit welchem das spätere Zarten gemeint ist, das aus einer keltischen Wehranlage entstand, und *Brisiacum*, das die sichere Lage Breisachs als Ort von Bedeutung nachweist. Das sind die einzigen Ortsbezeichnungen, die vor die Völkerwanderung zurückreichen.

Das wichtigste Dokument, das erstmals nähere Auskunft über den mittleren Breisgau gibt, ist jene schriftliche Bestätigung, die Kaiser Heinrich II. im Jahre 1008 zu Trier ausstellte und wonach er dem Bischof Adalbero von Basel den Wildbann über den *Mooswald* vergabte. In dieser Urkunde, von der sich nur noch eine Abschrift erhalten hat (im bischöflich-baslerischen Archiv zu Pruntrut), werden zahlreiche Ortschaften aufgezählt, welche damals am Rande des großen Forstes lagen. Der letztere reichte im Südosten demnach bis nach *Adelhausen* und *Wiehre* (Adelenhusun und Worin). Nordwärts von diesen Ortschaften geben die Dörfer *Herdern, Zähringen* und *Gundelfingen* die Grenze des verschenkten Wildbannes an.

Auf diese Weise taucht also erstmals der Name Zähringen auf. Mit diesem ist wohl kaum die Burg, sondern der darunter gelegene Ort gemeint. Doch hat die Wehranlage über ihm mindestens so lange bestanden wie das Dorf und diente der Bevölkerung der umliegenden Orte als notwendiger

Schutz in unsicherer Zeit. Daß die Burg nie eine eigene Bezeichnung trug, ist ein Beweis für ihr hohes Alter. Ein Beispiel hierfür mag die Burg Rötteln im Wiesental bieten, die den Namen des benachbarten Kirchspieles übernahm, eines Ortes, der schon in fränkischer Zeit so hieß.

Und wenn die Burg Zähringen später stets als *Reichslehen* genannt wird, dann ist dies eine weitere Bestätigung dafür, daß sie nicht erst am Ende des 11. Jahrhunderts errichtet worden ist, sondern daß sie von den Kaisern des altdeutschen Reiches bereits aus der fränkischen, ja vielleicht von noch früherer Zeit her übernommen worden ist. Hat es sich doch schon oft erwiesen, daß die Karolinger und vor ihnen die Merowinger königlichen Besitz antraten, dort wo zuvor Güter des römischen Staates und seiner Vorgänger lagen. Es darf daher als sicher angenommen werden, daß die Burg über Zähringen der *Mittelpunkt einer alten Gaugrafschaft* war.

Zum Grafenamt im Breisgau wird wohl immer die Burg über Zähringen gehört haben. Hier war der Sitz der Verwaltung und mochten auch bedeutende Tagungen und Gerichtsverhandlungen stattgefunden haben, auch wenn sie in keiner Chronik oder Urkunde erwähnt sind.

Erst als die Witwe Kaiser Heinrichs III., Agnes von Poitou, im Jahre 1061 als Regentin für ihren unmündigen Sohn Heinrich IV. einem Edelmann vom Oberrhein, der Berthold hieß, die Herzogswürde von Kärnten verlieh — als Ersatz für die ihm entgangene gleiche Würde in Schwaben —, hebt sich ein erstes Glied aus einer Familie heraus, die im Breisgau wegen ihrer Güter und Ämter schon bisher eine wichtige Rolle gespielt haben muß. Erst von diesem Herzog von Kärnten an stellen sich die nachfolgenden Generationen immer deutlicher ins Lichte der Geschichte. Dieser Berthold, als Erster Herzog von Kärnten und deshalb Berthold I. genannt, muß das Grafenamt im Breisgau vermutlich bereits durch Erbschaft innegehabt haben. Andere Güter, die wohl als Eigentum von Mutterseite her an Berthold gefallen, lagen im Neckargebiet zwischen der Schwäbischen Alb und dem Schurwald, was zu der Vermutung Anlaß gab, daß dort die Heimat des Geschlechts gelegen habe. Eher aber war das Geschlecht zuvor in der Bertholds-Baar, also am Ostrand des Schwarzwaldes, daheim und gelangte von dort in den Breisgau herüber.

Welche kriegerischen Geschehnisse sich nun am Oberrhein abspielten, berichtet uns kein einziges Schriftstück; die Chronisten jener Zeit lebten in Sachsen und anderswo, nur nicht in Alemannien. Daß aber die Burg Zähringen mit in die Kämpfe hineingerissen wurde, ist gewiß. Alle Bischöfe des südwestdeutschen Raumes standen auf der Seite Heinrichs, der am Hoftag zu Ulm im Frühjahr 1077 Gericht über seine Feinde hielt. Seinen Gegner, Graf Rudolf von Rheinfelden, sprach er des Todes schuldig und entkleidete ihn und seine Anhänger aller Würden und Lehen. So verlor Herzog Berthold auch die Burg Zähringen, die Reichslehen war. Doch ist nicht anzunehmen, daß er diese kampflos preisgab. Das Grafenamt im Breisgau übertrug Kaiser Heinrich dem ihm getreuen Bischof von Straßburg, Werner von Achalm, der wahrscheinlich die Feste Zähringen eroberte und längere Zeit besetzt hielt.

Der alternde und durch die Ereignisse schwer gebeugte Herzog Berthold war gezwungen, sich auf die Besitzungen seiner Familie im Neckargau zurückzuziehen; dort ist Berthold am 5. oder 6. November 1078 in seiner Feste verstorben. Da das von ihm gestiftete Klösterlein im nahen Weilheim nicht als Grablege benutzt werden konnte, da es zerstört war, brachten die Seinigen den Leichnam nach dem Kloster Hirsau, mit welchem Berthold und seine Parteigänger aufs engste verbunden waren.

Burgruine Zähringen.
Grundriß-Skizze von C.A. Müller.

1. Kemburg
2. Sichtbare Mauerteile
3. Kriegerdenkmal von 1922.
4. Ringgraben und Wall.
5. Zweiter Graben und Wall.
6. Spuren von Ueberbauung
7. Gasthaus
8. Gehöft
9. Weg nach dem Dorf Zähringen.
10. Wege nach Wildtal.
11. Weg nach dem Roßkopf.

Burg Zähringen, Burggraben und Wall, Nordecke von O Photo C. A. Müller

Am 18. Mai 1090 starb Berthold von Rheinfelden, der von seinem Vater, dem Gegenkönig Rudolf, im Jahre 1079 zum Herzog von Schwaben ernannt worden war. Im Gegensatz dazu hatte Kaiser Heinrich den jungen Friedrich von Staufen in dieses Amt eingesetzt. Durch den Tod des jungen Berthold fiel dessen Erbe zum größten Teil an seinen Schwager Herzog Bertold II. von Kärnten. Dessen Interessengebiet erweiterte sich in der Folge auf die burgundischen Ländereien südlich des Rheines, was sich auch auf die Burg Zähringen auswirkte.

Doch zeigte es sich bald, daß Bertholds Bestrebungen ihren Mittelpunkt noch immer im Breisgau und an den Übergängen über den Schwarzwald besaßen. Die Burg Zähringen überbot in jenen Jahrzehnten, was Sicherheit und Größe betraf, alle übrigen festen Sitze des Geschlechtes. So war es das Gegebene, daß der Herzog an einem bedeutsamen Knotenpunkt wichtiger Paßwege im mittleren Schwarzwald jene zu Weilheim verlorengegangene Klostergründung ersetzte. Zum Zeichen seiner päpstlichen Gesinnung gab er der geistlichen Stiftung den Namen St. Peter; am 1. August 1093 fand die Weihe durch Bischof Gebhard von Konstanz, den Bruder Bertholds, statt. Mönche von Hirsau besiedelten die Neugründung. Der Schutz des Klosters ließ sich leicht von der Burg Zähringen aus bewerkstelligen, da diese alle von Westen nach St. Peter aufsteigenden Wege überblicken konnte.

Noch sichtbarer wurde es, wie sehr Berthold und seine Familie sich auf der größten Burg im Breisgau daheim fühlten und welche Bedeutung sie ihr zumaßen, als sie sich um das Jahr 1100 einen bestimmten Geschlechtsnamen zulegten. Für die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert ist es bezeichnend, daß allenthalben den bisherigen Taufnamen als genauere Bezeichnung ein Herkunftsort angefügt wurde. Wer dies veranlaßt hat, kann nicht gesagt werden. Der Vorgang ergriff jedenfalls rasch alle Adelsgeschlechter; doch behielten diese anfänglich nicht immer den selben Ortsnamen bei; es konnte der gleiche Mann mit mehreren Zunamen auftauchen oder Brüder anders heißen. So geschah es bei den Grafen von Montbéliard und von Pfirt.

Mit dem Jahre 1100 taucht erstmals in Urkunden die Bezeichnung „de Zeringen" oder *„dux de Zaringen"* auf. Der Chronist Otto von Freising betont in einer seiner Schriften ausdrücklich, daß dieser Name von der *Burg Zähringen* herrühre („nomen de castro Zaringen"), also nicht das Dorf dieses Namens meint. Und so wie nun Herzog Berthold fortan sich weniger mehr Herzog von Kärnten, sondern weit häufiger Herzog von Zähringen nennt, so folgen ihm hierin auch die Kanzlisten am Hof des Königs wie auch die Chronisten und anderen Schreiber, wenn sie ihn oder seinen längst verstorbenen Vater (Berthold I., † 1078) anführten.

Gegen diese Namengebung nach der Burg Zähringen scheint der Kaiser nichts eingewendet zu haben, obgleich er es hätte beanstanden können, da doch die Feste als Reichslehen galt. Aber eben in diesen Jahren, da ein Ausgleich mit dem Herrscher zustandegekommen war, konnte Berthold ohne Schwierigkeit die Burg als die seine betrachten, so daß sie seinem Geschlecht auf die

Dauer verblieb. Das Ansehen, das die uralte Gauburg im Volke genoß, mochte sich nun auf die Herren übertragen, das sich nach ihr benannte.

Seltsam war dabei, daß es nun Herzoge von Zähringen gab, aber kein auf diese Weise genanntes Herzogtum. Unter dem großen Zwiespalt im Reiche war es im 11. Jahrhundert dazu gekommen, daß sich in Schwaben zwei Herzoge um die Ausübung von Rechten und Pflichten stritten. Nachdem endlich ein Ausgleich zwischen Friedrich von Staufen, dem von Kaiser Heinrich V. eingesetzten Herzog, und Berthold „von Kärnten", dem von den Gegnern als Schwabenherzog bezeichneten Fürsten, zustandegekommen war, wußte man ihm keinen eigenen Namen zu verschaffen. Da Berthold die Reichsvogtei über Zürich zukam, ihm ferner die Gebiete in Hochburgund von seinem Schwager erblich zugefallen waren, hätte man ihn vielleicht Herzog von Alemannien oder von Burgund nennen können; aber der Kaiser wollte offenbar nichts derartiges.

3. Das Schicksal der Burg unter den Zähringern

Über die Geschehnisse, die der Gründung Freiburgs im Jahre 1120 folgten, wissen vorhandene Schriftstücke nur spärlich zu berichten. Auch was mit Herzog Berthold III. geschah, der in einer Fehde drüben im Elsaß 1122 ums Leben kam, wurde nur sehr lükkenhaft festgehalten. Nach der Übernahme der Herzogswürde wird sein Bruder Konrad von Zähringen vor allem die Marktsiedelung von Freiburg zu fördern gesucht haben. Nach dem unerwarteten Tode Kaiser Heinrichs V. im Mai 1125 hatten sich im Reich erneut schwere Erschütterungen ergeben. Mit dem zu Grabe getragenen Herrscher war die salische Dynastie erloschen. Heinrich selber hatte den Sohn seiner Schwester, Friedrich von Schwaben aus dem Geschlecht der Staufer als Nachfolger bezeichnet. Aber die zur Königswahl zusammengetretenen Fürsten entschieden anders: Sie wählten den Gegner des Verstorbenen, den Sachsenherzog Lothar von Supplinburg zum Haupt des Reiches.

Der Übergangene, Friedrich von Staufen, erkannte nach einigem Zögern die Wahl Lothars an. Er blieb somit Herzog von Schwaben. Auch Konrad von Zähringen zeigte sich auf der Seite des neuen Königs; doch gebot ihm seine Stellung, Zurückhaltung zu üben, denn sein Herzogstitel wurde nicht von allen Fürsten anerkannt. Aber König Lothar suchte offenbar seine Gefolgschaft, wußte er doch von der Spannung zwischen den beiden in Schwaben erkorenen Herzogen. Aus diesem Grunde bestätigte der neue König dem Kloster St. Blasien die freie Wahl des Vogtes, welches Amt nun den Zähringern zufiel. Auf diese Weise gelang es dem Geschlecht, seine Gebiete im Schwarzwald mit jenen durch Erbschaft gewonnenen Ländereien südlich des Rheines in Hochburgund besser zu verbinden.

Nach wir vor scheint die Burg Zähringen eine bedeutsame Rolle gespielt zu haben. Am 23. März 1128 stellte Herzog Konrad daselbst eine Urkunde aus; dieses Schriftstück ist das erste, aus dem wir das Bestehen der Burg erstmals nachweisen können. Nie zuvor war sie schriftlich erwähnt worden. Nur das Aussehen ihrer Überreste beweist, daß sie bereits Jahrhunderte zuvor bestanden haben muß.

Die Blüte, welche der jungen Stadtgründung von Freiburg beschieden war, machte dem Zähringer klar, welchen Weg er zu gehen hatte, wenn er seinen Besitz sowohl im Schwarzwald wie im weiterentfernten burgundischen Lande auf die Dauer sichern wollte. Nicht mehr der Bau von Burgen und die Kolonisierung durch Klöster verhalfen zu wirtschaftlichem Aufschwung; fortan führte die *Anlage von Städten* zu dem gewünschten Ziel. Herzog Konrad sicherte sich auf diese Weise die Pässe über den Schwarzwald, indem er die Städte Villingen und Offenburg ins Leben rief.

Frappant wirkt nun die Feststellung, daß überall dort, wo Burgen neben diesen Zähringerstädten bestanden, diese in erster Linie einen wuchtigen, rechteckigen Wohnturm besaßen. Wir können dies sowohl in Freiburg im Breisgau auf dem Schloßberg, in Burgdorf über der Emme, in Grasburg in der Schlinge der Sense, in Thun auf dem Hügel am Ausfluß der Aare aus dem Thunersee, ja auch in Freiburg im Uechtland und gar in Moudon im Waadtland dank dem heute noch erhaltenen Bestand erkennen. Sollte hierfür die Burg im Breisgau, welche dem Geschlecht der Städtebauer schon den Namen gegeben hat, als Vorbild gedient haben?

4. Niedergang und Ruinendasein seit 1218

Mit dem Tode Bertholds V. am 18. Februar 1218 sanken auch Name und Titel eines Herzogs von Zähringen ins Grab. Die Burg, einst die mächtigste im Breisgau und daher zur Namengebung für das stolze Geschlecht wie geschaffen, verlor ihre bisherige Stellung im Lande.

Wie weit Herzog Berthold vor seinem Tode den Nachlaß regelte, ist unbekannt. Nach seiner Bestattung im Münster zu Freiburg brachen bald Streitigkeiten um das Erbe aus. Graf Egeno von Urach, der Gemahl der einen Schwester Bertholds, erhielt im Großen und Ganzen die Gebiete nördlich des Rheines, während Graf Ulrich von Kyburg, der die andere Schwester geheiratet hatte, die südlich des Stroms gelegenen Eigengüter der Zähringer übernahm. Die Lehengüter, vor allem die vom Reich abhängigen, hatten an den Kaiser und andere Eigentümer zurückzufallen. Darunter befand sich auch die Burg Zähringen. Kaiser Friedrich II. machte seine Rechte geltend und verlangte alle Reichsgüter zurück, die im Laufe der Zeit an die Zähringer gelangt waren. Dadurch stieß er vor allem mit dem Grafen Egeno von Urach zusammen, der sowohl die Städte Neuenburg am Rhein und Offenburg wie die Burg Zähringen seinen Gebieten einverleiben wollte. Daß ihm an der letzteren gelegen war, beweist, daß sie noch immer eine gewisse Bedeutung besaß. Der Kaiser ließ sie aber von seinen Dienstmannen besetzen und behielt sie in der Hand, solange er konnte, auch in den Wirren, die sein Sohn Heinrich ihm in Deutschland verursachte.

Im Sommer 1248 konnte die Burg Zähringen durch den Grafen von Urach-Freiburg erobert werden. Eine Zerstörung der Wehrbauten folgte, da sich die Stadt Freiburg sowohl wie ihre Grafen von hier aus bedroht gefühlt hatten. Damit scheint der Erbe Bertholds endgültig darauf verzichtet zu haben, sich den Namen Zähringen und den Titel eines Herzogs zuzulegen. Er begnügte sich mit der Burg über Freiburg, nach der er und seine Nachkommen sich fortan nannten. Doch schon bald gerieten die Grafen in Streit mit den Bürgern der Stadt. In der Zeit der Hohenstaufen war das Gemeinwesen mächtig erstarkt und hatte seinen Umfang auf das Mehrfache gebracht.

Weil die Urach-Freiburger auch die zur Burg Zähringen gehörigen Reichslehen beanspruchten, brach eine Fehde zwischen ihnen und den Markgrafen von Baden-Hachberg aus, die bisher das Grafenamt im Breisgau ausübten. Sie konnte 1265 durch ein Abkommen beigelegt werden, bei dem sich der Rat der Stadt beteiligte. Auch Graf Rudolf von Habsburg, der in der Limburg am Kaiserstuhl das Licht der Welt erblickt haben soll, wußte sich bei diesen Streitigkeiten einzuschalten.

Am 29. September 1273 zum König gewählt, begann er mit großem Geschick, den Besitz der Krone neu zu sammeln und alles, was in den Wirren der letzten Jahrzehnte dem Reich verloren gegangen war, zurückzuverlangen. Auch die Burg Zähringen muß noch zu Kaiser Friedrichs II. Lebzeiten dem Landgrafen Albrecht von Thüringen, dem Gemahl von Friedrichs Tochter Margarethe, übergeben worden sein. Von da gingen die

Burg Zähringen Stich v. Frommel, 1847

Güter in weitere Hände über. König Rudolf betrachtete aber alle diese neuen Inhaber nur als Lehenträger, forderte den „Hof Zähringen“ und die Burg ans Reich zurück und stellte die vernachlässigten Bauwerke wieder her. Sparsam wie er war, hat er in der Burg nur das Nötigste veranlaßt, sich wohl mit dem Ausbau der Kernburg begnügt und zu deren Sicherung das meiste der Anlage auf der Hochebene um sie her eingeebnet. Viele frühere Bewohner der großen Vorburg waren ohnehin bereits in die Stadt Freiburg hinabgezogen.

Doch auch dieser bescheidene Ausbau der Burg Zähringen war den Grafen von Urach-Freiburg ein Dorn im Auge. Sie vereinbar-

ten mit den Bürgern einen Auszug nach der nahen Anhöhe und bemächtigten sich durch Handstreich der Feste. Doch König Rudolf ließ sich diese Besetzung nicht gefallen. Ende August 1275 kam er mit Kriegsmacht von Basel her vor die Stadt Freiburg, die sich nur eine Woche gegen ihn hielt. Graf Egeno erstattete die Burg Zähringen zurück. Kaum aber hatte der König sich mit seinen Truppen wegbegeben, rückten der Graf und die Bürger von Freiburg im Herbst 1278 aufs neue aus. Diesmal brachen sie die Feste über Zähringen, um von ihr befreit zu sein.

Es bildete sich ein richtiger Bund gegen den habsburgischen König. Dieser war gezwungen, anfangs Oktober 1281 mit großer Heeresmacht vor die Stadt Freiburg zu ziehen und sie zu belagern. Nach wenigen Wochen zwang er den Grafen und die Bürgerschaft zur Unterwerfung. Die eroberten Güter mußten zurückerstattet und die zerstörte Burg neu aufgebaut werden, „also gut oder bessir, alse si was, do sie nu zerbrochin wart". Durch diese Verpflichtung, die vom Markgrafen von Hachberg als Grafen im Breisgau überwacht wurde, entstand nun wohl jene kleine Burg auf dem Felsgrat inmitten der einst mächtigen Wehranlage, deren Rundturm bis heute besteht. Von der Wiedererrichtung im alten Umfang sah König Rudolf wohl selber ab und verlangte von den Freiburgern bloß, daß sie dafür die hohe Summe von 800 Mark Silber zahlen sollten, damit an einer andern Stelle eine weitere Burg gebaut werde. Ob diese neue Feste dann entstand und wo, ist nirgends festgehalten.

So zählte nun Zähringen wieder unter die Reichsburgen, die nach der von König Rudolf verbesserten Reichsburgen-Verfassung verwaltet wurden. Als dann im Jahre 1291 nach Rudolfs Tod nicht dessen Sohn Albrecht, sondern Graf Adolf von Nassau, zum Nachfolger gewählt wurde, mußte der Letztere alle jene zu Freunden gewinnen, die einst mit dem Habsburger verfeindet waren. So kam Adolf rasch mit den Grafen von Freiburg in Verbindung. Durch deren Vermittlung mögen die mit den Freiburgern verwandten Grafen von Spitzenberg aus der Schwäbischen Alb die Burg Zähringen zu Lehen bekommen haben. Schon im August 1296 übernahm sodann Graf Egeno II. von Freiburg, der Neffe des letzten Spitzenbergers, die Pfandschaft über Zähringen.

Auch nach dem Sieg Albrechts von Habsburg über König Adolf verblieb Zähringen in der Hand der Freiburger Grafen, die sich nach der Ermordung Albrechts nicht scheuten, einen Teil des zugehörigen Gutes nach dem andern ihrem Gutdünken entsprechend weiterzugeben, manches unter dem Vorbehalt des Rückkaufsrechtes. Am 30. Mai 1327 veräußerte Graf Konrad von Freiburg, um der steten Geldnot zu entkommen, gemeinsam mit seinem Sohn Friedrich die Burg Zähringen mit allem Zubehör, wozu das Dorf Zähringen sowie weitere Dörfer und Täler „ze Gundelfingen, ze Holdendal, ze Wilptal und ze Ruti vnder der burg ze Zeringen" zählten, an den Ritter Konrad Snewelin Bernlap, Schultheiß zu Freiburg, um 303 Mark Silber Freiburger Gewichts, mit dem ausdrücklichen Verzicht auf einen Wiederkauf, der nur in dem Falle stattfinden sollte, wenn die Grafen vom Reiche dazu genötigt würden. Es zeigte sich später, daß über die Burg frei verfügt wurde; von einem Lehen des Reichs ist nicht mehr die Rede, weder vor noch nach dem Jahre 1368, in welchem die Stadt Freiburg in den Besitz Habsburg-Österreichs überging.

Die Burg Zähringen blieb nun während Jahrhunderten im Besitz der Familie Snewelin, trotzdem im Jahre 1415 König Sigmund die Feste als Reichsburg zurückforderte. Bis dahin hatten bereits Erbteilungen stattgefunden, so daß Konrad Snewelin dem Markgrafen von Baden-Hachberg als eingesetztem Treuhänder des Reichs nur seinen Vier-

Burg Zähringen 1964 phot. Rob. Böhm

tel zurückerstatten konnte, ohne daß berichtet wird, wem die übrigen drei Viertel gehörten.

Mit dem baulichen Zustand der Burg muß es in diesen Jahren nicht zum besten gestanden haben. Es handelte sich ohnehin nur noch um den Rest der einst gewaltigen Burganlage, nämlich um jenen Teil auf dem engeren Felssporn. Die steten Erbteilungen verhalfen dazu, daß der Wert und die Bedeutung des Bauwerks ständig mehr sank und keiner der Teilhaber an den zugehörigen Gütern mehr für die Sicherung der Gebäude aufkommen wollte. Längst ging es nicht mehr um die Burg, sondern nur noch um die Waldungen; das zeigt sich daraus, daß die Stadt

Freiburg als Mitbesitzerin in einem Teil der Burg einen Forstbeamten wohnen ließ.

So fand die einst so mächtige und durch den Namen des Herzogsgeschlechts berühmte Burg ein unrühmliches Ende, als im Jahre 1525 die Bauern im Breisgau gegen ihre Herren aufstanden und sengend und brennend vor Freiburg zogen, das ihnen am 23. Mai die Tore öffnen mußte, ohne Widerstand leisten zu können. Auch die Burg Zähringen muß nicht verteidigt worden sein, sonst hätte sich ein Bericht darüber erhalten. Als der berühmte Geograph Sebastian Münster im Jahre 1544 zu Basel seine Cosmographie und Beschreibung aller Länder des Erdbodens herausgab, fand er es immerhin der Mühe wert, die in Trümmern liegende Burg zu erwähnen: „Ein halb meil under Fryburg ligt auf einem berg ein zerbrochen schloß, daz hat Zaeringen geheißen, von dem auch die herzogen von Zaeringen vor zeiten ihren namen haben gehabt".

*

Für das Gemäuer der Burg Zähringen interessierte man sich seit dem 16. Jahrhundert nur noch, wenn die Steine zum Bau von Häusern im Tal benützt werden konnten. Die Güter zu Wildtal, auf deren Boden die Ruine stand, ging von der Familie Schnewelin in die Hände verschiedener Erben. Durch einen am 28. August 1815 vorgenommenen Tausch gelangten die Trümmer der alten Burg Zähringen an die Krone Baden, deren Ahnen selber zum Stamme jener Fürsten gehörten, welche sich den Namen der gewaltigen Breisgauer Landesfeste zugelegt hatten.

Als die großherzogliche Regierung am 19. März 1816 den Burgberg von Zähringen übernahm, wurde festgehalten, daß nur noch „der doppelte Graben", ferner „ein Teil der Umfassungsmauer sowie der runde Turm aus der Zeit Rudolfs von Habsburg" sichtbar war, welches Bauwerk „auch jetzt allein noch standhaft in die Lüfte ragt". Um diesen Turm allein kreisten die Gedanken aller älteren Forscher; Daniel Schöpflin (1694 bis 1771) hat ihn bekanntlich eingehend in seinem großen Geschichtswerk abgebildet. Der Zeit der Romantik war dieses Bauwerk besonders wertvoll. Das zeigen die Stiche aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

Im Jahre 1830 müssen einschneidende Veränderungen an der Burgruine geschehen sein. Als der damalige Großherzog Leopold den Wunsch äußerte, der Burg seiner Vorfahren einen Besuch abzustatten, gingen die zuständigen Beamten eifrig daran, das umliegende Gelände, den Zugang und die Burgreste in einen ordentlichen Zustand zu versetzen. Sie waren es wohl, welche größere Unebenheiten des Bodens ausglichen, trümmerhaft aussehende Mauerteile gänzlich abtrugen und mit den Steinen anderswo Vertiefungen auffüllten. Dadurch erhielt der oberste Teil der alten Burg jene Form, die sich heute als Plattform darstellt; auf dieser fügte sich der Turm nun so ein, daß er den Augen der Romantiker am badischen Hofe gefiel. Der obere Abschluß wurde mit Zinnen versehen, die durch eine Treppe bestiegen werden konnten. Am 17. September 1830 fand der Besuch des Landesherrn und seiner Gemahlin mit Gefolge statt.

Daß im Burgareal noch viel Interessantes verborgen liegt, beweisen die Funde von Ofenkacheln und dergleichen, die in der Zeitschrift „Schauins-Land" vom Jahre 1883 beschrieben und abgebildet sind. Diese künstlerisch wertvollen Keramikstücke gehören der Zeit der Spätgotik an. Somit war die obere Burg, der innere Kern, bis zum Bauernkrieg vom Jahre 1525 bewohnt. Leider ist nirgends die Fundstelle angemerkt.

Was mag bei genauen und systematisch durchgeführten Grabungen noch alles ans Tageslicht kommen? Es müßte nicht nur die Kernburg, sondern auch das Gelände bis hin zum mächtigen Ringgraben und dieser selbst untersucht werden, damit der Beweis feststeht, daß auf diesem Waldberg über der

breisgauischen Ebene ein Zentrum vergangenen Lebens bestand, das weit und breit nicht seinesgleichen hatte.

*

Schlußwort

Als ich im März 1966 erstmals den Burgberg von Zähringen bestieg und dabei auf den gewaltigen Ringwall stieß, den ich in seinem ganzen Umfang abschritt, berichtete ich dies am gleichen Abend Herrn Prof. Dr. Friedrich Metz, meinem väterlichen Freund. Er munterte mich dazu auf, der Angelegenheit genauer nachzugehen. So entstand eine ausführliche Denkschrift, welche die Bedeutung der riesigen Burganlage von Zähringen im Zusammenhang mit der Geschichte des Breisgaues und des Herzogsgeschlechts, das ihren Namen annahm, darzustellen versucht.

In verdankenswerter Weise hat die „Badische Heimat“ einen gedrängten Auszug daraus übernommen. Allen, die an diesen Studien und Forschungen mitgeholfen haben, sei der beste Dank ausgesprochen.

Bern

Von Hans Strahm, Bern

Die Landschaft, in die Bern eingebettet ist, besteht aus einem hügeligen, von Endmoränen durchzogenen Plateau, in das sich der Flußlauf der Aare in breiten, meist steilwandig begrenzten Windungen eingeschnitten hat. Dieses moränenreiche eiszeitliche Plateau ist rings umgeben von bewaldeten Hügelkuppen aus Süßwasser- und Meeresmolasse.

Die weitere Umgebung des Stadtgebiets ist durch Buchen- und Fichtenwälder begrenzt, von denen im NW der Bremgartenwald, der seit der Gründung Eigentum der Stadt war, und im Westen der ausgedehnte Reichswald, noch heute einfach „Forst" genannt, in dem Bern seit Beginn des 13. Jahrhunderts durch Privileg König Friedrichs II. die Holznutzung besaß, zu den ausgedehntesten und bestbewirtschafteten Wäldern der Schweiz gehören.

Die mittlere Meereshöhe des eigentlichen Stadtgebietes beträgt 545 m, während die umgebenden Hügelkuppen Höhen zwischen 650 und 950 m ü. M. aufweisen.

Die Gegend um Bern war schon in vorgeschichtlicher, insbesondere in keltorömischer Zeit verhältnismäßig dicht besiedelt. Auf dem heutigen Kirchhügel von Muri stand in römischer Zeit eine Kultstätte, in der keltische Gottheiten der Aaregegend verehrt wurden. Zu diesen hier verehrten Gottheiten gehört eine Bärengöttin, die DEA ARTIO. Es ist dies eine neben einem Eichbaum sitzende weibliche Gestalt, die in der rechten Hand eine Schale trägt; zu ihrer Linken steht auf einem altarähnlichen Sockel ein Korb mit Früchten. Den Haupteindruck dieses Götterbildes vermittelt ein großer Bär, der auf die Göttin zuschreitet. Dieser Bär wird als ein heiliges Stammestier gedeutet, von dem wahrscheinlich ein Stamm der damaligen keltischen Bevölkerung seinen Ursprung herleitete. Mit Recht darf man sich fragen, ob es ein bloßer Zufall sei, daß in nächster Nähe des Fundortes dieser Statuette später eine Stadt gegründet wurde, die den Namen Bern erhielt und die den Bären im Wappen führt. Noch immer hegt die Stadt Bern im Berner Bärengraben ihre Bären, als ob sich die Spur des alten keltischen Gottesdienstes nicht ganz verloren hätte.

Innerhalb einer Flußschleife, ungefähr 3 km nördlich von Bern, in einer „Enge" genannten Gegend, stand in kelto-römischer Zeit eine ausgedehnte Siedlung, in der man vielleicht nicht mit Unrecht eines der zwölf von Cäsar erwähnten helvetischen Oppida vermutet. Es war eine gewerbliche Niederlassung, vorwiegend mit Töpfergewerbe, deren Bevölkerung in römischer Zeit einen recht anspruchsvollen Lebensstand erreicht haben muß. Das beweist vor allem die Anlage eines öffentlichen Bades mit heizbarem Warmluft- und Heißluftraum und ein im Jahre 1956 aufgedecktes kleines Amphitheater. Diese Siedlung auf der Engehalbinsel war vom Beginn unserer Zeitrechnung an bis ins 4. nachchristliche Jahrhundert ununterbrochen bewohnt. Sie ist vermutlich kurz vor dem Jahre 400 einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen und nicht wieder aufgebaut worden. Ein großes Gräberfeld bot aufschlußreiche Kenntnis über den Kulturzustand der hier ansässigen Bevölkerung, und zwei keltische Tempelanlagen, in deren einer eine frühmittelalterliche Kapelle hineingebaut wurde, bezeugen die kultische Bedeutung des Ortes, von der sich vielleicht noch bis ins christliche Mittelalter eine gewisse Tradition bewahrt hat.

Die frühburgundische und fränkische Zeit hat uns in den Gräberfeldern von Bümpliz, ungefähr 4 km westlich der Stadt Bern, Zeugen einer Kultur hinterlassen, die allerdings

Die Stadt Bern vor der Agglomeration eingebettet in die umgebende Landschaft. Plan des Stadtbezirks von R. J. Bollin vom Jahre 1809.

vorwiegend bäuerlicher und kriegerischer Art war.

Im 6./7. Jahrhundert bildete die Aare die Grenze zwischen Burgundern und Alemannen, und damals entstand vermutlich auch die Abgrenzung des Bistums Lausanne links der Aare vom späteren Bistum Konstanz rechts der Aare.

Die Zeit bis etwa zum 12. Jahrhundert ist arm an Nachrichten aus unserer Gegend, sowohl aus Bodenfunden wie auch aus schriftlichen, urkundlichen Quellen. Daraus ist jedoch keineswegs zu schließen, daß das Gebiet in jenen Jahrhunderten eine Einöde gewesen wäre. Denn mit dem Auftreten der ersten urkundlichen Nachrichten tritt uns bereits ein fortgeschrittener Kulturzustand entgegen, der zweifellos eine lange Entwicklung hinter sich hatte. In Bümpliz, das uns als Ausstellungsort von Urkunden König Rudolfs III. von Burgund in den Jahren 1019 und 1025 genannt wird, befand sich ein königlicher Gutshof, dessen Anfänge sicher in die Zeit Karls des Großen zurückreichen, und der vielleicht sogar an die Zeit der großen altburgundischen Gräberfelder anknüpft, die sich hier in der Nähe befinden. An der Stelle der vermutlich in hochburgundischer Zeit gegründeten Kirche von Bümpliz stand in römischer Zeit eine Villa, von der man die Reste eines Mosaikbodens aufgedeckt hat. Man darf daher mit einigem Recht vermu-

ten, daß hier die Kontinuität der Siedlung nie ganz unterbrochen war.

Ähnlich war es in Köniz, 4 km südwestlich der Stadt Bern. Auch hier befand sich ein römischer Gutshof, von welchem man 1957 neuerdings aufschlußreiche Spuren aufgedeckt hat. Die Kirche von Köniz war die Mutterkirche von Bern. Sie war den Aposteln Petrus und Paulus geweiht und soll im 10. Jahrhundert vom hochburgundischen König Rudolf II. gegründet worden sein. Später befand sich hier ein Stift regulierter Augustinerchorherren, ähnlich wie in St. Maurice, Lausanne, Interlaken usw. Dieses Augustinerstift gehört zu den ältesten Klöstern des bernischen Mittellandes. Im Jahre 1226 wurde es von Kaiser Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich VII. den hier seit altersher ansässigen Chorherren weggenommen und dem Deutschen Ritterorden übertragen. Diese willkürliche kaiserliche Verfügung hatte viele Streitigkeiten zur Folge, und sie war auch der Grund, daß die in Köniz vorhandenen Urkunden, die uns über den früheren Zustand der Gegend der Stadt Bern hätten Aufschluß geben können, verloren gingen oder vernichtet wurden. Der Augustinerpropst soll 1229 eine Truhe mit Urkunden mit nach Rom genommen haben, um vor dem Papst seine Ansprüche gegenüber dem Deutschen Ritterorden zu beweisen. Seither sind diese Urkunden verschollen.

Seit 1235 besaßen die Deutschherren unbestritten das Patronatsrecht über die Kirche der Stadt Bern. Durch ansehnliche Schenkungen, dann insbesondere auch durch das Vorrecht, Reichsgut einzuziehen, kam der Deutsche Orden in Köniz zu großem Reichtum, und als in der Reformation, im Jahre 1527, seine Güter säkularisiert wurden, gelang es dem Orden, seine Besitzrechte so hartnäckig und geschickt zu verfechten, daß ihm die Stadt Bern das alte Ordensgut, große Besitzungen und Reichswälder westlich der Stadt, 1572 wieder zurückerstatten mußte. Im Namen des Ordens verwaltete nunmehr ein protestantischer Bürger der Stadt Bern den ehemaligen Ordensbesitz. Er bezog die Einkünfte und rechnete mit dem Orden ab, obwohl das Land und die Köniz unterstellt gewesenen Kirchen zur Reformation und zum reformierten Glauben übergetreten waren. Dieser Zustand dauerte bis 1729, bis der Rat von Bern dem Orden alle seine Rechte um den hohen Betrag von 120 000 Reichstalern abkaufte. Von 1732 bis 1798 war Köniz eine der einträglichsten bernischen Landvogteien.

Sehen wir uns weiter in der näheren Umgebung der Stadt um, so finden wir, daß das Gebiet östlich der Stadt den edelfreien Herren von Geristein unterstand, einem einflußreichen Geschlecht, das zur Zeit der Zähringerherzöge zu den vornehmsten unseres Landes gehörte. Das Geschlecht der Herren von Geristein starb in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus, und Bern zerstörte ihre Stammburg. Die Burg ist seither nie wieder aufgebaut worden und bildet heute noch eine der romantischsten Burgruinen in der näheren Umgebung der Stadt.

Gleichzeitig mit Geristein haben die Berner auch die Burg Bremgarten, den Sitz der altedelfreien Herren von Bremgarten gebrochen und das vor der Burg gelegene Städtchen verbrannt. Von diesem ehemaligen Städtchen ist nur noch die Kirche erhalten geblieben. Alles übrige ist spurlos verschwunden. Die Burg aber wurde Ende des 18. Jahrhunderts vollständig umgebaut, so daß von ihrem ursprünglichen Zustand kaum mehr etwas zu erkennen ist.

Die übrigen Burgen rings um die Stadt, neben Bremgarten und Geristein: Ägerten auf dem Gurten, Bubenberg bei Köniz und Sternenberg westlich von Oberbalm waren Burgen von Reichsministerialen, und sie hatten wohl schon ihre Blütezeit hinter sich, als in Anlehnung an die Reichsburg Nydegg auf der Aarehalbinsel die Stadt oder das Burgum von Bern entstand, vielleicht gleichzeitig oder

Modernes Flugbild mit den die Altstadt umgebenden seit ca. 1830 gewachsenen Außenquartieren.

im Zusammenhang mit der Organisation der Reichsverwaltung in Klein- und Aarburgund in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Der klare, symmetrisch gegliederte Grundriß der Altstadt von Bern ist zweifellos vorbestimmt durch die topographische Lage. Das Gelände der Stadt Bern liegt in einer annähernd genau west-östlich orientierten, nach Westen offenen Flußschleife der Aare. Die landoffene Seite dieser Flußschleife war ursprünglich beim Zeitglockenturm durch einen tief eingeschnittenen natürlichen Quergraben abgeschlossen. Dieser Graben ist heute aufgefüllt und zum Teil überbaut.

Die sogenannte Zähringerstadt bildet den östlichsten Teil einer plateauförmigen, nach Osten allmählich und zuletzt steil abfallenden Landzunge, die sich an ihrer höchsten Stelle beim Zeitglockenturm 43 m über dem Flußspiegel erhebt. Die südlich und nördlich des so gebildeten Plateaus zum Flußufer abfallenden Halden sind noch heute unüberbaut. Die Südhalde ist mit terrassierten Gärten besetzt. Das überbaute Areal vom Scheitelpunkt der Flußschleife bis zum Quergraben beim Zeitglockenturm hat eine Länge von 800 m und eine Breite von 200—250 m. Die Fläche beträgt 17,56 ha. Die ganze von der Aare umschlossene Halbinsel, einschließlich der abfallenden, nicht überbauten Steilhalden ist in der Höhe des Zeitglockenturms ungefähr 400 m breit.

In den heutigen Straßenzügen ist die ursprüngliche Anlage der Stadt überall noch erhalten. Mit Ausnahme des Münsterplatzes hat man in den west-östlichen Hauptgassen bei Ausgrabungen keine alten Grundmauern angeschnitten oder aufgedeckt. Bei allen Aufbrüchen stieß man unmittelbar unter dem Bett der alten Gassen auf ungestörten Boden.

Der ursprüngliche Grundrißplan, d. h. das Verhältnis der Straße zu den überbauten

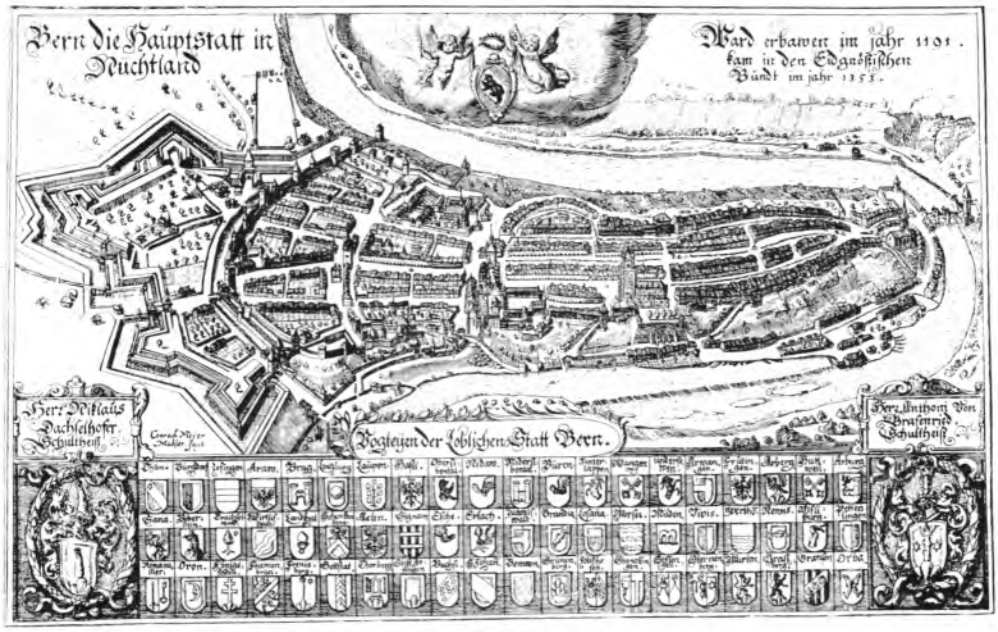
oder eingefriedeten Parzellen oder Hofstätten blieb überall, durch die Jahrhunderte hindurch, bewahrt. Man darf daher mit Recht im heutigen Straßensystem der Stadt Bern noch den ursprünglichen Plan der ältesten, zähringischen Stadtanlage sehen. Neben der in enge Schranken gebundenen siedlungstopographischen Lage innerhalb der Flußschleife verdankt Bern die Erhaltung seines ursprünglichen Stadtgrundrisses dem Umstand, daß die Stadt in ihrer ganzen Geschichte nie von Feindeshand zerstört worden ist. Stadtbrände, so verheerend sie auch gewirkt haben mochten, vernichteten bloß Teile der Stadt. Die Häuser wurden immer wieder auf den alten Grundmauern neu aufgebaut, und die überlieferten Eigentumsverhältnisse, beziehungsweise die gegenseitigen Abgrenzungen von öffentlichem Recht über die Straße und den privaten Rechten über den eingefriedeten Wohnraum blieben bis in die neueste Zeit, mit ganz geringen Abweichungen, unverändert.

Wie bei den Bischofsstädten die Kathedrale, bei den Burgstädten die herrschaftliche Burg das Stadtbild beherrscht, so wird die Stadt Bern durch ihre Hauptstraße, die alte „Meritgasse" (heute Kramgasse und Gerechtigkeitsgasse) mit ihren durchgehenden Lauben, in ihrem Bautypus bestimmt. Parallel zu dieser axialen Hauptgasse liegen an der südlich anschließenden Seite des städtischen Baugeländes die alte Junkern- und Kirchgasse und die Hormanns- und Metzgergasse. Auch sie sind, mit Ausnahme des untersten Teils der Junkerngasse sonnseits und des untersten Teils der Postgasse schattseits, ebenfalls mit durchgehenden Lauben versehen. Im westlichen Drittel dieser fast geradlinig verlaufenden Grundrißgestaltung, da wo es die natürliche Verbreiterung des Plateaus erlaubt, schließen sich weniger regelmäßig verlaufende Nebengassen an: südseits die Herrengasse (früher Egerdongasse genannt), nordseits die annähernd halbkreisförmig ausbuchtende Brunngasse.

Im Gegensatz zu dieser klaren Grundrißgestaltung, die in der leichten Biegung der Hauptachse sich der natürlichen Geländelage und vermutlich auch einem alten Straßenzug anpaßte, und deren großzügige Planung auf die beste Zeit des europäischen Städtebaustiles schließen läßt, steht am Scheitelpunkt der Flußschleife das Burgstädtchen Nydegg, das sich um die bereits vor dem Jahre 1273 zerstörte Reichsburg Nydegg gebildet hatte. Von der eigentlichen Stadt, dem „Burgum" von Bern, war dieses alte Burgstädtchen Nydegg durch einen natürlichen Graben, über den zwei Brücken führten, deutlich abgegrenzt. In diesem Burgstädtchen haben wir den ursprünglichen Siedlungskern, den vorstädtebaulichen Ausgangspunkt der späteren Stadt zu sehen. Der Bautypus der Häuser, insbesondere das Fehlen der Lauben, deutet darauf hin, daß wir es hier auch mit anders gearteten Rechtsverhältnissen zu tun haben als in der übrigen Stadt.

Die Altstadtsiedlung oder die sogenannte Zähringerstadt gliedert sich demnach in zwei deutlich zu scheidende Teile: das Burgstädtchen, das sich in einem Durchmesser von ca. 150 m bis zu der 20 m über dem Aareufer gelegenen Burg Nydegg hinaufzog, dem sogenannten Stalden (mhd. steiler Weg), und einige Häuser am Aareufer in der Matte umfassend, — und das in seiner Grundrißgestaltung deutlich charakterisierte Burgum von Bern, das nach einem weiteren, durch einen Graben abgesetzten Steilanstieg westlich anschließend sich über die Halbinsel bis zum natürlichen Quergraben beim Zeitglokkenturm erstreckte.

Regelmäßig abgemessene Grundstückeinteilung und planmäßige Anlage zeigt allein das Burgum, und zwar vom unteren Drittel der Gerechtigkeitsgasse an bis hinauf zum Zeitglockenturm. Es ist offensichtlich, daß einer so regelmäßigen Anlage ein einheitlicher, klar erkannter und planmäßig vorausbestimmter Bauplan zugrunde liegen muß. Dagegen kann man einen Bauplan beim Burg-



Planvedute von Bern von Conrad Meyer 1632/67 mit den Wappen der 60 bernischen Landvogteien. Deutlich sichtbar die aufeinanderfolgenden Bauetappen und die Bollwerkschanzen nach 1622.

städtchen der Nydegg und den unmittelbar daran anschließenden Teilen der Altstadt ebensowenig erkennen wie in der westlich anschließenden Neuenstadt oder sogenannten „Savoyerstadt" zwischen Zeitglockenturm und Käfigturm, und der ihr vorgelagerten „Äußeren Neuenstadt" zwischen Käfigturm und dem ehemaligen Christoffelturm. Diese beiden „Neuenstädte" lassen jene klare Regelmäßigkeit vermissen, die wir in der Zähringerstadt als städtebauliche Eigenart ansehen.

Die klare Regelmäßigkeit beruht auf dem Gründungsvorgang selbst und ist die Folge einer vorbedachten Aufteilung des Siedlungsgeländes in Straßen und in Hofstätten (areae) von genau abgegrenztem Ausmaß.

Diese Aufteilung des Baugrundes hat Bern mit vielen andern Gründungsstädten des 12. und 13. Jahrhunderts gemein. In keiner andern Stadt konnte jedoch bisher m. W. der ursprüngliche Aufteilungsplan so klar und evident nachgewiesen werden, wie das in Bern der Fall ist.

Die Hofstätten in Bern waren nach Stadtrecht 100 Fuß lang und 60 Fuß breit. Diese alten Area-Maße sind heute noch im Grundrißplan der Stadt nachzuweisen.

Das Dokument, das uns von den alten Hofstättenmaßen Kunde gibt, ist die sogenannte Berner Handfeste, das Privileg, welches König Friedrich II. noch während seiner Königszeit den Bernern erteilte. Es ist mit 15. April 1218 datiert, wogegen die eigentliche Ausfertigung wahrscheinlich erst später, sicher aber vor dem 22. November 1220 erfolgte. Ich möchte mich hier nicht näher auf die Frage der Echtheit dieses königlichen Privilegs einlassen, sondern lediglich auf meine diesbezüglichen Publikationen verweisen. Für mich steht die Tatsache der Echtheit außer Frage.

Der Wortlaut der betreffenden Stelle dieses wichtigen städtischen Freiheitsprivilegs ist

wie folgt: „Kund tun wollen Wir euch und allen, die inskünftig diese Urkunde ansehen, dass Wir durch hohe königliche Vollmacht dieses Burgum von Bern und alle Burger insgemein, die sich jetzt dort aufhalten und später dahin übersiedeln, in Unsern und des Römischen Reiches Herrschaft und Schutz zurückgenommen haben, indem Wir euch und eure Nachkommen für immer frei machen und von allen Dienstleistungen befreien, durch welche ihr bedrückt waret, mit Ausnahme des Zinses von euren Häusern und Hofstätten, nämlich von jeglicher Hofstatt (area), die 100 Fuss lang und 60 breit ist, 12 Pf. üblicher Münze, die jedes Jahr vom Reichsboden zu entrichten sind. Durch die Entrichtung dieses Zinses wollen Wir, dass ihr und eure Nachkommen von allen anderen Dienstleistungen befreit sein sollet gegenüber Uns und Unseren künftigen Nachfolgern oder Unseren Stellvertretern; und diese Freiheit und Immunität bekräftigen Wir euch und euren Nachkommen kraft königlicher Macht."

König Friedrich II. erklärt mit diesen Worten das Burgum von Bern und alle damaligen und inskünftig dahin übersiedelnden Burger als reichsunmittelbar. Er befreit sie von allen Dienstleistungen mit Ausnahme eines Hofstättenzinses. Daneben vernehmen wir, daß jede Hofstatt 100 Fuß lang und 60 breit sein soll, und daß von jeder solchen Hofstatt 12 Pfennig üblicher Münze an das Reich als Zins vom Reichsboden zu entrichten sei. Wenn diese Bestimmung eines Hofstättenzinses in der Berner Handfeste einmal eine reale Grundlage gehabt hat, dann muß das Ausmaß dieser Hofstätten, 100 auf 60 Fuß, als Maßstab für den zu entrichtenden Zins, im Grundrißplan der Stadt noch erkennbar oder feststellbar sein. Das ist nun tatsächlich noch der Fall.

Man glaubte zwar früher, einen solchen Nachweis nicht mehr erbringen zu können, ging dabei jedoch von der falschen Voraussetzung aus, daß diese Hofstätten mit der schmäleren Seite, also mit den 60 Fuß, an die Straße grenzen müßten. Das hätte Baublöcke von 100 Fuß, von Gasse zu Gasse gemessen, ergeben müssen. Baublöcke von solcher Tiefe sind jedoch im Grundriß der Zähringerstadt nicht zu finden. Für den Stadtgrundriß von Freiburg i. Br. gelang es zwar, eine planmäßige Einteilung nach den alten, im Freiburger Stadtrecht festgelegten Hofstättenmaßen von 100 auf 50 Fuß zu rekonstruieren unter der Annahme, daß die Hofstätten mit ihrer schmäleren Seite von 50 Fuß an die Gasse grenzten. Man kam so zu dem zweifellos richtigen Ergebnis, daß auch in Freiburg i. Br. die alten Hofstättenmaße noch erkennbar seien, allerdings dank der Tatsache, daß die Länge der Freiburger Hofstätten das Doppelte ihrer Breite beträgt. Läßt man die Hofstätten aber mit ihren Längsseiten an die Straße grenzen, dann kommt man für den Grundriß der Stadt Bern zu überraschend eindeutigen Ergebnissen. Rechnet man die Lauben ab, die nicht in die nach ihrer Länge und Breite stadtrechtlich festgesetzten Hofstätten von 60 mal 100 Fuß einzubeziehen sind, dann erkennt man in den Blockbreiten zwischen den Hauptgassen zuverlässig, und zwar meistens auf Fußbreite genau die doppelte Breite, d. h. 2mal 60 oder 120 Fuß. Die im heutigen Stadtgrundriß noch augenfällig feststellbare Tatsache gibt uns ein Kriterium in die Hand, das nach dem ursprünglichen Gründungsplan aufgeteilte Baugelände zu ermitteln.

Parzelliert und gemessen wurde längs der Straßenfront. Hinterhöfe, die keinen Anteil an der Straße hatten, waren unabträglich.

Seite 43

Bern. Altes Gassenbild von ca. 1870, im Hintergrund der Zeitglockenturm, der den Abschluß der Zähringerstadt von 1191 bildete. Unter dem Zifferblatt, getragen von einer Girlande, ein Medaillon mit dem Kopf Berchtolds V. v. Zähringen, das heute durch ein Reitersiegel Berchtolds ersetzt ist. Im Vordergrund der Zähringerbrunnen mit dem Bären, der das Banner mit dem Löwen Berchtolds hält.

P. SCHOBERT

Wertvoll war allein die Straßenseite. In verschiedenen waadtländischen Stadtrechten wird überhaupt nur die Straßenfront für den Hofstättenzins berücksichtigt und nur eine Länge angeführt. Ferner hat man früher nicht berücksichtigt, daß diese Maße überhaupt nur Idealmaß-Einheiten für die Gründungsunternehmen gewesen sein könnten. Nach den Verhältnissen in Bern ist es so, daß die stadtrechtliche Normierung der Hofstättenlänge von 100 Fuß bloß die ideale Berechnungseinheit festsetzte, nach welcher der Hofstättenzins von 12 Pfennig zu entrichten war. Die einzelnen Bauparzellen selbst waren überall viel kleiner. Sie betragen nicht 100 Fuß, sondern einfache Teile dieses stadtrechtlich festgesetzten Maßes, nämlich $^1/_4$, $^1/_5$, $^1/_6$ und $^1/_8$ von 100 Fuß. Tatsächlich müssen die Bauparzellen bereits von Anfang an in diesen einfachen Teilmaßen von 100 Fuß abgesteckt worden sein, und zwar Stück um Stück fortlaufend anreihend, in der Mehrzahl in Teilen von $^1/_5$ und $^1/_6$ von 100, d. h. 20 und 16 Fuß Straßenfront. Diese einfachen Teile von 100 Fuß sind heute noch mit katastermäßiger Exaktheit im Stadtgrundriß feststellbar. Die heutigen Hausmarchen, gemessen an der inneren Laubenseite, fallen sozusagen ausnahmslos, und zwar mit Zentimeter-Genauigkeit, auf solche einfache Teilmaße von 100 Fuß. Geringe Abweichungen bleiben stets innerhalb der Scheidmauern. Sie korrigieren sich wieder, wenn man größere Teilstrecken abmißt. So fallen beispielsweise an der alten Meritgasse (Gerechtigkeitsgasse) 56 Parzellen auf Fünftel-Teile, 18 auf Sechstel-Teile, 15 auf Achtel-, 5 auf Viertel-Teile von 100 Fuß. Die einzige Normalhofstatt von 100 Fuß ist die ehemalige Bubenberghofstatt beim Bubenbergtor, die Hofstatt des Geschlechtes dessen, der nach der Überlieferung als eigentlicher Gründer oder Baumeister, als Gründungsunternehmer der Stadt gilt. Die Bubenberghofstatt ist bis zum heutigen Tage ungeteilt geblieben.

Es wurde bisher übersehen, daß die Gründer-Hofstätten mit ihren Längsseiten an die Gassenseiten stoßen, und vor allem: daß es ursprünglich überhaupt nur Idealmaßeinheiten waren. Man war voreingenommen durch die Tatsache, daß die Areaparzellen in allen Städten ausnahmslos mit der schmäleren Seite an die Straße grenzen. Und doch hätte es die Art der Aufteilung des städtischen Baugrunds an die ersten Gründungsunternehmer, oder wie es im Stadtrecht von Freiburg heißt, an die mercatores personatos circumquaque convocatos, nahelegen können, daß für diese die Straßenfront, als das wirtschaftlich einzig abträgliche, von alleiniger Wichtigkeit war. Die Tiefe der Hofstätten hatte sozusagen keine Bedeutung.

Durch den Areazins trat der Eigentümer der Area in ein persönliches, dinglich begründetes Verhältnis zum Stadtherrn. Der Grundherr oder der Stadtgründer, der die Area an die ersten Stadtsiedler in der Form der Gründerleihe, perpetuo possidendum, verliehen hatte, überließ sie ihnen zu Eigentum in der Form der Erbleihe gegen einen bestimmten, wenn auch geringfügigen Anerkennungszins, der ein gewisses Obereigentums- oder Herrschaftsrecht, mehr symbolisch als fiskalisch ins Gewicht fallend, ausdrückte. Der Stadtherr erhob keinen Anspruch auf eine spätere Werterhöhung oder Besserung (melioratio), welche die Area infolge der Überbauung mit mehreren Ertrag abwerfenden Häusern erfuhr. Der erste Besitzer, der die Area als Erbleihe gegen den einmal für immer festgesetzten Erbleihzins erhalten hatte, konnte sie nach Belieben überbauen, weiter ausparzellieren, und die einzelnen ausparzellierten Teile selbst wieder zu Erbleihe ausgeben, verkaufen oder zu jährlicher Rente, nunmehr als Zinsherr, weitergeben. Gerade das bot einen wesentlichen Anreiz für die ersten Gründungsunternehmer. Daß dabei die stadtrechtlich festgesetzten Areamaße ideale Einheiten gewesen waren, die als Berechnungsgrund-

Altes Gassenbild von ca. 1870, im Hintergrund der noch stehende Käfigturm, der den Abschluß der sog. Savoyerstadt (um 1250) bildete.

lage des dem Stadtherrn zu entrichtenden Areazinses aufgestellt wurden, ist ohne weiteres naheliegend. Die Grundrißverhältnisse von Bern liefern dafür den Beweis.

Nach Ausweis der Hofstättentiefen von 60 Fuß sind im Baugelände der Altstadt von Bern, d. h. vom Scheitelpunkt der Flußschleife bis zum Zeitglockenturm und dem hier die Halbinsel abteilenden natürlichen Quergraben, drei deutlich abgrenzbare Bauetappen zu unterscheiden.

1. Das Burgstädtchen Nydegg mit der ehemaligen, in den letzten Jahren in ihrem Grundriß und Mauerring neu aufgedeckten und untersuchten ehemaligen Reichsburg Nydegg als Mittelpunkt. Dieses Burgstädtchen war ursprünglich besonders befestigt und von der westlich anschließenden Gründungsstadt durch einen doppelt überbrückten breiten Graben geschieden. In dieser Burganlage haben wir den vorstädtebaulichen Siedlungskern der späteren Stadt zu sehen Die Reichsburg Nydegg war der Stützpunkt einer Flußübergangssiedlung, und es ist nicht ausgeschlossen, daß das anschließende Siedlungsgelände wegen seiner topographischen Lage früher vielleicht einmal der Ort eines vorgeschichtlichen Refugiums gewesen ist. Wann die Burg Nydegg erbaut wurde, ist unbekannt. Ihr Bautypus weist sie eher in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts.

2. Neben diesem kleinen Burgstädtchen, dessen Alter und erste Anfänge wir nicht kennen, entstand sodann ebenfalls in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die älteste oder erste planmäßig aufgeteilte Gründungsstadt oder das älteste Burgum de Berno Dieses ältere Burgum ist aufgeteilt in eine Hauptgasse und zwei Seitengassen. Beidseitig der Hauptgasse stehen zwei Baublöcke von

doppelter Hofstättentiefe. Die einzelnen Hofstätten sind gassenseits begrenzt durch die Lauben, hofseits durch den Ehgraben (Kloake, der durch das Gesetz bestimmte Abzugsgraben zwischen zwei Häuserreihen). Diese beiden normalbreiten Blöcke zählen insgesamt 24 Hofstätten im Idealmaß von 100 mal 60 Fuß.

Es ist vielleicht nicht ganz uninteressant, darauf hinzuweisen, daß in vielen Städten die Zahl 12 oder 24 eine verfassungsrechtlich wichtige Rolle spielte. Freiburg i. Br. beispielsweise wurde bekanntlich von 24 Mercatoren, die von überallher zusammengerufen wurden, als eine conjuratio fori gegründet. Aus diesen 24 Mercatores ist nach Beyerles Untersuchungen später der Rat der 24 Consules hervorgegangen. 24 Consules kommen in vielen Gründungsstädten vor, während wieder eine Reihe anderer Städte deren 12 aufweisen. In verschiedenen Stadtrechten der Zähringer Stadtrechtsfamilie werden die Befugnisse und Aufgaben der 24, resp. 12 Consules näher umschrieben. Ihnen unterstand die Verwaltung des erbenlosen Gutes, sie hatten die Aufsicht über Maß und Gewicht, die Aufsicht über die Lebensmittelpolizei und die Lebensmittelgesetzgebung. Sodann waren ihnen vor allem Rechtsprechung und Gericht anvertraut. Als besondere Vorrechte genossen sie Steuerfreiheit, d. h. ihnen war die Entrichtung des Hofstättenzinses erlassen. Ferner besaßen sie gewisse marktwirtschaftlich wichtige Privilegien, nämlich besondere Vorrechte an öffentlichen Verkaufslauben oder Schaalen, wie das aus den Handfesten von Freiburg i. Br. und Flumet hervorgeht. In Freiburg i. Br. hatte jeder Consul das Recht auf eine Verkaufsbank in den Marktlauben der unteren Metzig, in derjenigen beim Spital und in der Brotlaube beim Fischmarkt. Wer einem Consul im Amt nachfolgte, erhielt damit auch das Recht auf diese Verkaufsbänke, die durch Eid bei der ersten Stadtgründung eingesetzt worden waren. Im Recht von Flumet war den Consules das Recht eingeräumt, Metzgerlauben zu erbauen und den Metzgern zu Zins zu verleihen; gleicherweise konnten sie über die Lauben der Leder- und Pelzwarenhändler verfügen und diese den Lederhändlern oder Kürschnern gegen Zins vermieten. Es sind also eine Reihe marktwirtschaftlich zweifellos recht einträglicher Privilegien, über welche die Ratsherren ursprünglich verfügten, die ihnen, ob sie die Rechte selbst ausübten oder sie bloß zu Zins ausgaben, sicher recht erheblichen Gewinn einbrachten. Es ist methodisch gewiß nicht unberechtigt, angesichts der weitverbreiteten Gleichförmigkeit und Einheit der Gewohnheitsrechte der Städte des Hochmittelalters zu schließen, daß auch da, wo die Stadtrechte nichts besonderes erwähnen, zum mindesten ähnliche Rechtsverhältnisse und Rechtsbräuche vorgelegen haben.

Über die ursprüngliche Zahl der Ratsherren in Bern gibt die Handfeste keine Auskunft. Aber in einer Urkunde von 1226 werden der Scultetus de Berno cum consulibus namentlich angeführt. Es sind außer dem Schultheißen Cuno aus dem Reichsministerialen-Geschlecht der Jegistorf 6 ritterliche und 6 bürgerliche Namen, die auf einen damals regierenden Rat von 12 schließen lassen. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß wir es in Bern von Anfang an mit einem Rat von 24 Consules zu tun haben. Die später bekannte Zahl von 24 Ratsherren bleibt bis 1798, also bis zum Untergang des alten Bern, bestehen.

Ich möchte annehmen, daß die 24 Normalhofstätten der Baublöcke im älteren Burgum von Bern die ursprünglich geplanten Gründerhofstätten der ersten 24 conjuratores fori oder Gründungsunternehmer gewesen sind, und daß somit in Bern ein analoger Gründungsplan vorliegt, wie er für Freiburg i. Br. überliefert ist.

3. Westlich dieser ersten Burgumgründung schloß sich in einer weiteren Bauetappe das nach gleicher Planmäßigkeit aufteilbare jüngere Burgum an, durch welches das Bauge-

Altes Gassenbild mit Stadtbach, Lauben und Wochenmarkt. Den Abschluß der Gasse bildete der 1346 gebaute, 1865 abgerissene Christoffelturm.

lände bis zum Zeitglockenturm und dem dort befindlichen tiefen Graben erschlossen wurde. Beidseitig der Hauptgasse sind es hier 10 Idealhofstätten, also in den beiden Hauptblöcken je 20. Ich kann hier darauf nicht näher eingehen, möchte aber betonen, daß auch im jüngeren Burgum die Maßverhältnisse genau nachweisbar sind. Der Gründer dieses jüngeren Burgum von Bern ist zweifellos Herzog Berchtold V. von Zähringen.

Im Grundrißplan der Zähringerstadt sind demnach 3 topographisch klar ersichtliche Etappen städtebaulicher Entwicklung abzulesen: Vorstädtebaulicher Siedlungskern, d. h. Burg und Burgstädtchen Nydegg, — älteres Burgum de Berno — und die Erweiterung dieses älteren Burgums nach derselben Hofstätteneinteilung bis zum Zeitglockenturm oder das jüngere Burgum de Berno. Das überlieferte Gründungsjahr 1191 für die Gründung der Stadt Bern bezeichnet nicht den Beginn, sondern den Abschluß der zähringischen Bauperiode. Die Gründung des älteren Burgums glaube ich in die Mitte des 12. Jahrhunderts setzen zu können. Es ist ganz ausgeschlossen, daß mit einer einzigen Gründung der Siedlungsraum der Stadt so weit hätte abgesteckt werden können, während die beiden Bauetappen älteres Burgum

und jüngeres Burgum jedes für sich den Ausmaßen bei anderen Neustadtgründungen entsprechen.

Als planmäßige Burgumgründung im Anschluß an die Burg Nydegg als dem städtebaulichen Siedlungskern darf die Zähringerstadt Bern noch heute in ihrem Stadtgrundriß als ein großartiges Werk hochmittelalterlicher Städtebaukunst und als ein vorbildliches Musterbeispiel einer Stadtgründung des 12. Jahrhunderts angesehen werden. Nur in wenigen Städten kann die ursprüngliche Anlage aus dem Grundrißplan mit so augenfälliger Eindrücklichkeit abgelesen werden. Die Stadt Bern hat nicht nur an der Eigenart ihrer mittelalterlichen Lauben zäher und einheitlicher als viele andere Städte festgehalten, sie besitzt auch im Stadtgrundriß selber ein historisches Rechtsdenkmal, gleichsam eine steinerne Urkunde, die, einer schriftlichen durchaus ebenbürtig, uns über den Vorgang der Stadtgründung Aufschluß gibt, wenn andere schriftliche Quellen noch schweigen.

Bereits zur Zähringerzeit muß Bern ein Stadtrecht erhalten haben, und zwar nach dem Vorbild der 1120 gegründeten Stadt Freiburg i. Br. Es gewährte ihr weitgehende Verwaltungsautonomie, Markt- und Zollfreiheit und weitere Markt- und Handelsprivilegien sowie freies Niederlassungsrecht für Neuzuziehende. Dieses zähringische Berner Stadtrecht nach dem Vorbild von Freiburg i. Br. enthielt ferner eine große Zahl zivil- und strafrechtlicher Bestimmungen, nach denen die Stadt selbst Gericht halten und Recht sprechen konnte.

Dieses alte zähringische Recht wurde im Jahre 1218 nach dem Aussterben des Zähringerstammes mit dem Tode Herzog Berchtolds V. aufgezeichnet und in einem Privileg König Friedrichs II. durch neue Freiheiten erweitert. Dieses Privileg ist die goldene Handfeste, der Freiheitsbrief und das Grundrecht der Stadt Bern, das als ein höchst wertgeschätztes königliches Diplom mit dem goldenen Königssiegel beglaubigt und bekräftigt worden war. Nach dem Wortlaut der Handfeste wurde die Stadt Bern in den unmittelbaren Schutz von König und Reich genommen. Sie wurde eine reichsunmittelbare freie Stadt und hatte keinen andern Herrn oder Vogt über sich anzuerkennen als allein den König, den höchsten Herrn des Landes. Es ist dies die weitgehendste Form politischer Selbständigkeit und Freiheit, die im mittelalterlichen Reichsverband überhaupt denkbar war.

Außerdem erhielt die Stadt Bern durch die königliche Handfeste das hohe Recht und die Freiheit, nach dem Beschluß des Rates und der Gemeinde der Stadtburger neue Gesetze aufzustellen und sie ihren bisherigen Satzungen beizufügen, „zu gemeinem Nutzen, zur Ehre der Stadt und zur Mehrung der Ehre des Reiches“, Pro communi utilitate et honore civitatis vestre, et honore imperii conservando et augmentando. Das bedeutet nichts Geringeres als die Zusicherung des Rechts der freien Selbstbestimmung innerhalb des mittelalterlichen Staatsverbandes, in dem der König und Kaiser nicht nur die oberste Gewalt, sondern auch die höchste Autorität des Rechts, des Friedens und der Sicherheit repräsentierte. Das auf dem fundus imperii, dem Reichsboden gegründete Bern war mit dem Privileg Friedrichs II. zu einer freien Reichsstadt erklärt worden, und zwar zu einer der freiesten und höchst privilegierten unter allen freien Reichsstädten diesseits der Alpen. Das Jahr 1218, das Jahr des Aussterbens der Zähringer, bedeutete zugleich auch die Geburtsstunde des Staates Bern. Von 1218 an ist die Geschichte der Stadt zugleich und immer mehr auch die Geschichte der umgebenden Landschaft; denn die Stadt ist nicht zu denken ohne das Land Bern, in das sie als ein Mittelpunkt zwischen Jura und Alpen eingebettet liegt.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zur Zeit, da Graf Peter II. von Savoyen im Namen des Reiches über Bern den Königsschutz innehatte, gab sich Bern das erste bescheidene äußerlich sichtbare Kennzeichen seiner zu-

Die Zähringergedenktafel im Münster aus dem Jahre 1601 mit dem Berner Wappen, dem Reichswappen mit Adler und dem Zähringer Löwen mit Herzogshut als Helmzier. Die Inschrift lautet: IN MEMORIAE MONUMENTUM PERPETUAE BERCHTOLDI V. ZAERINGIAE DUCIS FORTISS. URBIS BERNAE CONDITORIS INCLYTISS: P PATRIAE ILLUSTRIS SENATUS BERN: G·L·Q·P·

kunftsfrohen Geschichte: Mit Bewilligung des Grafen von Savoyen, des königlichen Statthalters, wurde beim untern Tor eine Brücke über die Aare geschlagen. Der zähringische Mauergürtel, der beim Zeitglockenturm das Burgum Bern begrenzte, war zu eng geworden, und ein neuer Mauerring entstand beim heutigen Käfigturm, der ein neues, größeres Stadtgebiet eingrenzte und abschloß, nämlich die Neuenstadt oder die sogenannte „Savoyerstadt", als vierte Etappe der räumlichen Ausdehnung der Stadt. Diese neue Ummauerung erweiterte das alte zähringische Stadtgebiet um mehr als die Hälfte; denn auch Graf Peter II. von Savoyen wollte „stifter und ortfrumer (Gründer) sin der stat von Berne", wie der Berner Chronist Justinger berichtet.

Gleichzeitig begann die Stadt in die Landschaft hineinzuwachsen. Als Hort der Freiheit, des Friedens und der Sicherheit bereitete sie sich vor, das Erbe der zerfallenden königlichen Herrschaft in Kleinburgund anzutreten.

Bereits im Verlauf des 13. Jahrhunderts hatte sich die Stadt durch Bündnisse und Verträge einen Hilfs-, Schirm- und Friedenskreis geschaffen, der von der Grimsel und den Walliserbergen bis zum Jura und von Genf bis Zofingen reichte. Diese Bündnisse und Schirmverträge mit dem uechtländischen Freiburg, dem Bischof von Sitten, der Landschaft Hasle, der Stadt Biel, den Grafen von Savoyen und allen ihren Vasallen, bezweckten die Sicherung des Landfriedens, den Schutz von Handel und Wandel. Sie enthielten in der Regel die Verpflichtung zum schiedsrichterlichen Austrag aller Streitigkeiten und zeigen vorerst noch deutlich die nach Westen orientierten Interessen Berns. Zwar bedeuteten diese Bündnisse noch keineswegs feste, unverbrüchliche Verbindungen. Sie waren meist kurz befristet und wandelten sich je nach der Parteistellung der Beteiligten. In kriegerischen Verwicklungen öfters unterbrochen, wurden sie jedoch immer wieder neu geknüpft.

Sein eigenes unmittelbares Herrschaftsgebiet hat Bern gegen Ende des 13. Jahrhunderts über die östlich an die Stadt angrenzenden Kirchgemeinden Muri, Bolligen, Vechigen und Stettlen ausgedehnt. Diese wurden dem bernischen Stadtrecht unterstellt und hießen von nun an das Stadtgericht. Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts war sodann für Bern eine Zeit größerer äußerer Machtentfaltung. Anlaß dazu gab die Schwäche der Reichsgewalt.

Die territorialen Interessen Berns gingen in der Richtung seiner wichtigsten Verkehrsverbindungen. So vor allem südlich nach dem Oberhasli und der Grimsel, von wo aus der wichtige Weg ins Oberwallis und über den Griespaß ins Pomat oder über den Nufenenpaß ins Bedretto- und Livinental und mithin auf kürzester Route nach Mailand führte. Im Jahre 1311 war Münsingen als erstes Gebiet außerhalb des Stadtgerichtes bernisches Land geworden. Die Stadt Thun, seit 1311 verbündet, wurde 1323 lehensrechtlich und 1384 faktisch bernisch. Aus dem Niedergang der Herren von Weißenburg, den Bern, wenn nicht verursachte, so doch redlich beschleunigte, kamen Wimmis, Unterseen und der gesamte oberländische Besitz der Herren von Weißenburg unter bernische Schutz- und Hilfspflicht, und das seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit Bern verbündete Reichsland Hasli wurde bernisch, indem die Stadt durch Loskauf der Reichspfandschaft sich 1334 ganz einfach an Stelle des Reiches setzte und die Reichsrechte zu eigenen Handen einzog. Ähnlich geschah es auch mit dem Reichsstädtchen Laupen, der ehemaligen Reichsvogtei und ersten bernischen Landvogtei, wo Bern 1324 ebenfalls durch Bezahlung einer Pfandsumme die reichsrechtlichen Herrschaftsbefugnisse erworben hatte, nunmehr an Stelle des Reiches den Vogt selbst einsetzte und die Reichssteuern und Dienstlei-

8 a, b. Gepräge des Berner Batzens. Nach der Reformation in Bern im Jahre 1528 verschwand der Stadtheilige St. Vinzenz von den Münzen. An seiner Stelle wurden bis ca. 1700 Umschriften mit dem Hinweis auf Berchtold V. als Stadtgründer (+ BERCTOL D ZERINGE FUNDA +) geprägt, und im 16. Jahrhundert erschien auf dem Goldgulden mehrfach auch Friedrich II. als Begründer der Stadtfreiheit (+ FRIDERI II LIBERTA AUTHOR). Die Vorderseite der Münzen trug jeweils den Wappenschild der Stadt.

8 c, d. Vorderseite und Rückseite einer Erinnerungsmedaille auf den Stadtgründer mit einem Stadtbild von Süden und einer Panzerbüste Berchtolds mit Schwert und Herzogshut, gestochen von J. Dassier (1676—1763).

stungen für sich bezog. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts erwarb Bern mit Thun (1323/1384), Laupen (1324), Aarberg (1377/1379), Burgdorf (1384), Büren (1388) und Nidau (1388) alle im Umkreis von 6 Meilen rings um die Stadt gelegenen Städte, gleichsam als vorgeschobene Bollwerke und Außenposten an allen wichtigen Zufahrts- und Verkehrsstraßen.

Die reichsrechtliche Stellung Berns als Herr über die Landschaft wurde im Jahre 1415 durch ein Privileg König Sigmunds legitimiert. Der König gewährte Bern das Recht, von allen unter bernischer Gerichtshoheit lebenden und von Bern Friede, Schirm und Hilfe genießenden Leuten: 1. eine allgemeine Landessteuer zu erheben, 2. sie nach Notdurft zum Auszug unter Bernbanner zum Krieg aufzubieten, und 3. über sie die Hohe Gerichtsbarkeit auf dem Landgericht nach gemeinem Recht auszuüben.

Wie 1218 die Handfeste die Autonomie der Stadt begründete, so begründete das Privileg König Sigmunds von 1415 die landesfürstliche Souveränität der Stadt über das Landgebiet. Bern war nunmehr von der königlichen reichsunmittelbaren Stadt zu einem souveränen Staatswesen geworden, mit allen Rechten und Freiheiten, derer sich sonst nur die Fürsten des Reiches erfreuen durften. Durch kaiserliche und königliche Privilegien waren der Stadt im Verlaufe der 200 Jahre von 1218 bis 1415 sämtliche Attribute staatlicher Hoheit zugestanden und gewährleistet worden, so:

1. Die Richter des Hohen Gerichts über Leben und Tod selbst einzusetzen (1294), wobei die Bürger von jedem fremden Gericht mit Ausnahme des königlichen Hofgerichtes (1398) eximiert waren.

2. In einem Umkreis von 6 Meilen um die Stadt, d. h. in einem Umkreis, der sich von Gwatt am Thunersee bis nach Nidau am Bielersee erstreckte, alle Reichspfandschaften einzulösen (1365).

3. In einem Umkreis von 3 Meilen ehrbaren Leuten von Reiches wegen Geleitschutz zu geben, ohne Entgelt dafür anzunehmen, Übeltäter gefangen zu nehmen und nach Stadtrecht zu richten (1365).

4. Von Kaiser Karl IV. (1365) das Recht, Gewalt mit Gewalt zu wehren.

5. Von König Wenzel (1378) das Recht, Reichslehen in ihrem Gebiet im Namen des Reiches weiter zu verleihen.

Nach dem Privileg von König Sigmund (1415) war die Stadt ein vom Reich vollkommen unabhängiges Staatswesen, ein Stadtstaat, der innerhalb des Reichsverbandes volle staatliche Unabhängigkeit besaß.

Der zähringische Mauerring von 1191 und auch der Mauerring der savoyischen Neustadt um 1250 war zu Anfang des 14. Jahrhunderts wieder zu eng geworden. Wenige Jahre nach dem Laupenkrieg von 1339, dem ersten entscheidenden Kampf um die Lebensexistenz, um Sein oder Nicht-Sein der freien Reichsstadt, den Bern mit Hilfe der verbündeten Landschaft und der Eidgenossen glorreich bestand, baute die Bürgerschaft im Jahre 1346 wieder eine neue Ringmauer mit stolzen Toren und Stadtgräben. Diese neue Befestigungslinie der „Neuen Neustadt" wurde abgeschlossen durch zwei mächtige Tore, dem Christoffelturm, der den westlichen Zugang zur Stadt sicherte, sodann durch das wuchtige Golattenmattgaßtor oder Aarbergertor, das den Ausgang nach Nordosten sicherte.

Mit diesem letzten Mauerring von 1346 hatte die Stadt Bern für ein halbes Jahrtausend ihren städtischen Lebensraum eingegrenzt. Die nach 1622 entstandenen Schanzen und Bollwerke außerhalb dieses Mauerkreises bildeten bloß die zeitbedingte Konzession der Stadt an die neue Belagerungs- und Kriegstechnik, die sich nach der Erfindung des Schießpulvers auch hinsichtlich der Befestigungstechnik weitgehend verändert hatte und der Bern, wenn auch reichlich spät,

so doch großzügig und umsichtig endlich Rechnung trug. Sie erschlossen der Stadt kein neues Siedlungsgelände mehr.

Erst im 19. Jahrhundert, vor kaum 100 Jahren, begann die Stadt neuerdings wieder auf das Land hinauszuwachsen, das sich unterdessen ihrem Herrschaftsanspruch entzogen hatte und mündig geworden war.

Im Jahre 1844 konnte die neue Nydeggbrücke, ein zu seiner Zeit viel bestauntes Wunder der Technik, dem Verkehr übergeben werden. 1853 wurde die Tiefenaubrücke, 1858 die alte Eisenbahnbrücke, 1883 die Kirchenfeldbrücke und 1898 die Kornhausbrücke eröffnet, zu denen im Jahre 1930 noch die Lorrainebrücke und 1941 die neue Eisenbahnbrücke hinzutraten, die so den Charakter Berns als Brückenstadt noch verstärkten — alles aber auch Etappenpunkte einer vor hundert Jahren anhebenden, fast stürmischen baulichen Entwicklung der Außenquartiere.

Gegenwärtig erfordert das System der Autostraßen neue Überbrückungen, die bereits in ihren Grundlagen geplant sind.

Es scheint verwunderlich, daß die Stadt Bern in einem halben Jahrtausend von 1346 bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts im gleichen Mauergürtel eingeschlossen bleiben konnte, den sie nun in den jüngst vergangenen Jahrzehnten so stürmisch überschritten hat.

Man muß sich jedoch dabei über zwei Dinge Rechenschaft geben: Einmal waren die politischen Ereignisse in den früheren Jahrhunderten für den Bevölkerungszuwachs innerhalb der Stadt selbst ungünstig. Vom 15. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts verlangte die Stadt vom Stadtbürger viel mehr Pflichten und Opfer, als sie Vorteile zu bieten in der Lage war. Das hemmte fast jeden Neuzuzug. Diese Verhältnisse waren natürlich ganz anders als im 12., 13. und 14. Jahrhundert, als die Stadt noch als ein Hort des Friedens und der Sicherheit für die umgebende Landschaft ein Asyl bieten konnte. Dann aber waren es später auch die verheerenden Seuchen- und Pestzeiten, die von Zeit zu Zeit das ganze Land heimsuchten und die Bevölkerung dezimierten. Bis zum Jahre 1628 zählt man zehn solcher Pestzüge, die jeweils mehr als den vierten Teil der Stadtbevölkerung dahinrafften. Als dann im 17. Jahrhundert diese Seuchen erloschen, waren es bald einmal die Stadtbürger selbst, die eine Erweiterung der Stadtburgerschaft durch Einlaß von Neubürgern verhinderten. Wie die herrschenden Ratsgeschlechter keinen außerhalb ihres Familienkreises stehenden an den Regierungsgeschäften teilhaben lassen wollten, — „salus familiae suprema lex esto" — so ließen auch die Stadtbürger selbst keinen Fremden mehr in ihre Reihen ein, der sie in ihren sorgsam behüteten Rechten und Praerogativen geschmälert hätte; denn die ehemals so schweren Lasten der Stadtburgergemeinde waren längst einem friedlichen und gedeihlichen Leben und Leben-Lassen gewichen. Daher wurde es im 18. Jahrhundert so überaus schwer, Stadtburger in Bern zu werden und den Eintritt in die Stadt zu erlangen. Die Stadt begnügte sich in ihrem einmal festgesetzten Lebensraum. Sie herrschte über die Landschaft und wahrte sorgsam alle Rechte eines bevorzugten stadtburgerlichen Geburtsstandes.

Erst die Freizügigkeit des 19. Jahrhunderts bewirkte da eine grundsätzliche Wandlung. Die Stadttore öffneten sich, ja, sie wurden fast symbolhaft niedergerissen und zerstört, und der Zug der Stadt, zum bequemen und reichlicheren Verdienst und zum ebenso bequemen und leicht zugänglichen Anteil an den Kulturgütern, erzeugte, verbunden mit der zunehmenden Industrialisierung, jenen raschen und weit ausgreifenden Bevölkerungs- und Agglomerationszuwachs, den wir unter dem Schlagwort der „Verstädterung" als eine allgemeine Erscheinung der Neuzeit kennen.

Von der gesamten Wohnbevölkerung des Kantons Bern, des nach Graubünden größten und nach Zürich volksreichsten Kantons

der Schweiz, leben heute (1968) über 166 000 Menschen in der Stadt und rund 91 000 in den anschließenden Agglomerationsgemeinden.

Die Wahl Berns zur Bundesstadt der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Jahre 1848 brachte ihr einen Zuwachs von Aufgaben, die ihrer traditionsbewußten Eigenart einen neuen Schwerpunkt aufgepfropft haben. Bern wurde Beamtenstadt, und der Name der Stadt Bern wurde nicht selten repräsentativ für die eidgenössische Politik mißbraucht.

Bern hat die neue Aufgabe, Bundesstadt und Sitz des Parlaments und der eidgenössischen Verwaltungsbehörden zu sein, übernommen, ohne seinen angestammten altbernischen Charakter verfälschen zu lassen; denn noch heute ist die Stadt gestützt und getragen von einer vorwiegend bäuerlichen Landschaft. Der Kanton Bern ist nächst Zürich der volksreichste Kanton der Schweiz, und seine Bevölkerung ist noch ganz oder wenigstens vorwiegend in der bäuerlichen Wesensart verwurzelt.

Bern rechnet es sich zur Ehre an, eine Zähringerstadt zu sein. Nach der chronikalischen und volkstümlichen Überlieferung gilt Herzog Berchtold V. als der Gründer der Stadt, und das Jahr 1191 als ihr Gründungsdatum. Ich glaube, den Nachweis erbracht zu haben, daß die ersten Anfänge der Stadt, d. h. die Gründung des älteren Burgums von Bern, im Anschluß an die Reichsburg Nydegg, in die Zeit nach 1150, also in die Zeit Herzog Konrads oder Herzog Berchtolds IV. von Zähringen zurückverlegt werden muß. Herzog Berchtold V. war der zweite Gründer der Stadt, der Gründer des jüngeren Burgums, das durch die Ummauerung beim heutigen Zeitglockenturm begrenzt war.

In Bern hat man dem Herzog Berchtold V. stets ein dankbares Andenken bewahrt. Der Berner Chronist Conrad Justinger nennt ihn einen mächtigen Herrn, „der arme und rych vor gewalt beschirmte, wan er gar ein notvester herre was, krieghaft ze dem rechten, der nieman vertrug noch ubersach". An der Kramgasse, unterhalb des Zeitglockenturmes, erinnert der 1542 errichtete Zähringerbrunnen mit der Inschrift: „Berchtoldus Dux Zeringen Bernam liberam condidit anno 1191" an den überlieferten Stadtgründer. Das Brunnenstandbild ist ein mit Helm und Schwert bewehrter Bär mit einem Banner in seiner rechten Tatze, das in Rot den goldenen Löwen, das dem Zähringer traditionell zugeschriebene Wappen, zeigt. Eine Inschrift aus dem Jahre 1601 feiert sein Andenken als Stadtgründer in einem barocken Epitaph im Münster, und 1770 wurde am Zeitglockenturm die Inschrift angebracht: BERCHTOLDVS · V · DVX · ZAERING · RECTOR BVRGVND · VRBIS CONDITOR · TVRRIM ET PORTAM FECIT MCXCI, und schließlich wurde ihm noch 1847 auf der Plattform vor dem Münster ein bronzenes Standbild errichtet, das heute auf dem Hof der einstigen Burg Nydegg steht.

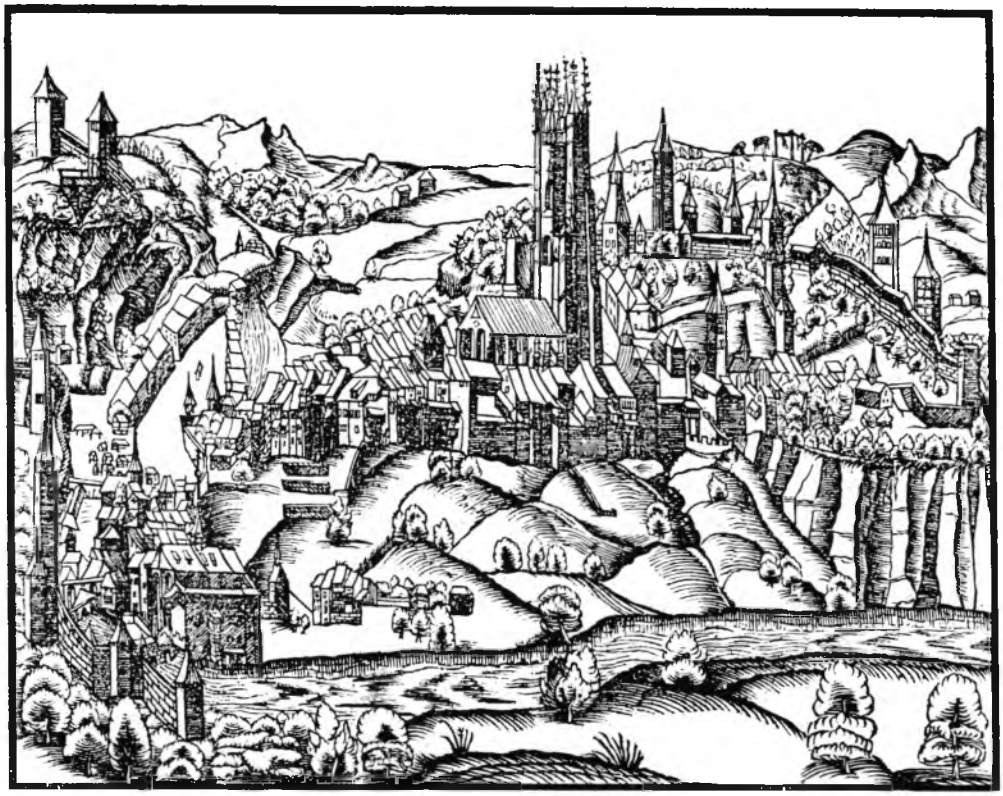
Wenn auch die ersten Anfänge des Burgums in die Rektoratszeit Konrads oder Berchtolds IV. von Zähringen zurückverlegt werden müssen, so gehört doch Bern, das Kleinod in Burgundens Krone, mit zu den schönsten und vornehmsten der zähringischen Stadtgründungen.

Freiburg im Uechtland

Von Alfred A. Schmid, Freiburg/Uechtland

Wenn die Saane im mittleren Abschnitt ihres rund 120 km langen Laufes die Landschaft Greyerz verläßt, schlängelt sie sich in vielfachen Windungen nach Norden, tief in die Sandstein- und Mergelschichten des freiburgischen Hügellandes eingeschnitten. Steile Felswände begrenzen das Tal. Der Fluß strömt in flachem Bett hurtig dahin und lagert in den zahlreichen Schleifen seit undenklichen Zeiten sein Geschiebe ab; flache Auen und Matten liegen so am Fuß der Felsabstürze, ständig von Überschwemmungen bedroht, bis der Mensch regulierend eingriff. Auf den Felsrücken und -riffen jedoch, die über den Flußlauf emporragen, war Geborgenheit und Sicherheit: von den Saanewindungen geschützt, boten sie schon dem vorgeschichtlichen Menschen Zuflucht. Auf dem Sporn von Pont-en-Ogoz, der mit seiner mittelalterlichen Ruine heute als kleine Insel aus dem Stausee von Greyerz auftaucht, wurde vor der Überflutung eine bronzezeitliche Siedlung ergraben, und wenige Kilometer oberhalb Freiburg, beim Zusammenfluß von Glâne und Saane, läßt sich noch heute ein frühgeschichtliches Refugium, eine Fliehburg mit eindrucksvollem Wall und Graben erkennen, die den schmalen Felsrücken nach Westen abriegeln. Zahlreiche Burgen und Burgruinen säumten seit dem Hochmittelalter die Fluß-Strecke in ähnlich günstiger Lage. Die Saane durchzieht das heutige Freiburger Kantonsgebiet in seiner ganzen Länge, größtenteils von Süden nach Norden. In einer ihrer Windungen, nach Norden und Süden durch Felsen geschützt, 595 m über Meereshöhe und rund 50 m über der Talsohle, entstand die Stadt Freiburg.

Der Ort der Gründung war umsichtig ausgewählt. Hier bot sich für den von Nordosten kommenden Reisenden ein relativ günstiger Flußübergang, anfänglich vielleicht als Furt oder Fähre, bald schon in Gestalt einer festen Brücke, der Vorgängerin der heutigen Bernbrücke. Die Straße läßt sich über die Lehne des Stadtbergs gemächlich zur Talsohle hernieder, während sie jenseits, am sogenannten Stalden, in schmalem und steilem Anstieg den Felsrücken erklimmt, über den sie nach Westen weiterführt: ein beschwerliches Wegstück gewiß, aber auf eine erhebliche Strecke flußauf- und -abwärts die einzige Stelle, an der das Steilufer überwunden werden konnte. Hier ging seit alters eine Fernhandelsstraße durch, vom Aaretal her das Uechtland aufwärts; im einen Zweig dem Fluß folgend und hernach durchs Tal der Veveyse an den Genfer See hinunter und, seinem Ufer entlang nach Osten ziehend, dem Summus Poeninus, dem Großen St. Bernhard entgegen; im andern, vielbegangenen, über Romont und Lausanne westwärts Genf zustrebend. Hier schnitt sich diese Längsachse aber auch mit einer regionalen Querverbindung, die in westöstlicher Richtung von der alten Verkehrsader durchs Broyetal, an der die helvetische Hauptstadt Aventicum lag, ins Berner Oberland führte. Von hier an endlich war, ein weiterer Vorteil, die Saane schiffbar, obgleich ihre Untiefen und ihre tückischen Wirbel von den Flößern und Schiffsleuten großes Geschick verlangten. Freiburg besaß denn auch seine Werft und seinen eigenen Hafen, an den noch heute der Name der Rue de la Lenda im Auquartier erinnert, und bis vor hundert Jahren wurde wenigstens die Holzflößerei flußabwärts betrieben. Dazu führte hier die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Welsch vorbei, die vom Jurafuß und Murtensee in südöstlicher Richtung das Uechtland durchquert und bei der Stadt Freiburg vorübergehend dem Saanelauf folgt. An dieser Linie war einst die Bewegung der über den Rhein



Freiburg i. Ue. von Nordosten: älteste Stadtansicht. Holzschnitt von Heinrich Vogtherr d. Ae. aus der Schweizer Chronik des Johannes Stumpf, Zürich 1548.

in südlicher und südwestlicher Richtung vordringenden Alemannen zum Stillstand gekommen, und westlich von ihr vermochten sich die gallorömische Bevölkerung und die rasch romanisierten Burgunder zu behaupten. Sie hat, wenn man Ortsnamen wie Wallenried und Barberèche (aus *Barbarica)* trauen darf, seit dem Früh- und Hochmittelalter keine größere Verschiebung mehr erfahren.

Die Voraussetzungen der Gründung Freiburgs und die mit ihr angestrebten Ziele sind uns heute einigermaßen deutlich. Die Frühgeschichte der Stadt erscheint als eine Phase in der machtpolitischen Auseinandersetzung im Raum zwischen Jura, Genfer See und Alpen; sie spiegelt den Kampf, den sich Reichsgewalt und dynastische Ansprüche im 12. Jahrhundert lieferten. Es ging um das alte Königreich Hochburgund, das nach dem Aussterben der Rudolfinger ans Reich heimgefallen war (1033). Die Herzöge von Zähringen hatten sich seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts im schweizerischen Mittelland und in der Westschweiz eine starke Stellung aufzubauen vermocht, wobei sie das Gewicht ihrer Hausmacht nach Süden verschoben und mit Hilfe ihrer Befugnisse als Rektoren über Burgund und als Reichsvögte der drei westschweizerischen Bistümer geschickt konsolidierten. Ihre Expansion wurde durch die Heirat Friedrich Barbarossas mit Beatrix von Burgund (1156) vorzeitig gebremst. Im Konflikt mit den stau-

Freiburg i. Ue. von Norden. Radierung von Nicolas Pérignon und Louis-Joseph Masquelier, aus den „Tableaux de la Suisse" des Barons Zurleben, Paris 1780. Photo B. Rast, Fribourg/Ch

fischen Interessen in der Westschweiz und am Oberrhein wurden sie auf den ostburgundischen Raum im Einzugsgebiet von Saane und Aare und auf das schweizerische Mittelland zurückgedrängt, auf die sich künftig ihre Territorialpolitik konzentrierte. Es genügt, einen Blick auf die Karte zu werfen, um über die Leitlinien dieser Politik Klarheit zu gewinnen.

Im Vergleich mit Barbarossa hatte Berchtold IV. 1156 auf die Rektoratsgewalt in Niederburgund verzichtet und dafür die Reichsvogtei mit dem Recht der Regalienverleihung in den drei Bistümern Genf, Lausanne und Sitten zurückgewonnen. Die Rechte über Genf und Sitten gingen nach wenigen Jahren bereits an die Grafen von Genf und von Savoyen verloren. Auch in der Waadt, im Herrschaftsgebiet des Bischofs von Lausanne, verfügten die Zähringer weder über Eigenbesitz, noch konnten sie sich auf Reichsgut stützen. Die Notwendigkeit einer Sicherung dieser vorgeschobenen Position lag auf der Hand. Sie erfolgte durch eine Reihe planmäßiger Städtegründungen im bernischen Mittelland und in der Westschweiz, während gleichzeitig das Berner Oberland und die Zentralschweiz durch eine intensive Innenkolonisation mit Öffnung neuer und Förderung bestehender Verkehrswege erschlossen wurden. Diese eindrucksvolle Leistung wurde in der Hauptsache noch von Berchtold IV. erbracht; die Anlage von Freiburg, Bern, Burgdorf, Murten und Thun verrät eine einheitliche, klare und zielbewußt verwirklichte Konzeption. Alle diese Städte liegen an verkehrspolitisch wie strategisch gleich wichtigen Punkten. Freiburg beherrscht den Übergang über die Saane und damit das Einfallstor ins Welschland, Bern, das Herz des zähringischen Städtesystems im Alpenvorland, den

Übergang über die Aare, und Burgdorf, in nordöstlicher Richtung an derselben Straße gelegen, den Übergang über die Emme. Thun sichert einen weiteren Aareübergang und die Straße ins Berner Oberland, Murten den Anmarschweg vom mittleren Aarelauf und vom Jurafuß her in die Westschweiz und Moudon, bei dem die Zähringer vielleicht auf eine bereits bestehende Gründung zurückgriffen, den Broyeübergang und damit die südliche Schlüsselstellung zu jener Hauptstraße, die von der Römerzeit bis heute als Hauptverbindung zwischen Ost- und Westschweiz im Bogen durch das schweizerische Mittelland führt. Zur Sicherung der Verbindungen wurden dazwischen eine Reihe fester Plätze eingerichtet: Grasburg, Laupen, Gümmenen und Oltingen verstärkten das Kraftfeld der größeren Stützpunkte, in deren Disposition der Kern eines zähringischen Territorialstaates sichtbar wird.

Die Analogien unter den zähringischen Neumarktsiedlungen sind frappant, und vor allem Bern und Freiburg gleichen sich wie zwei Schwestern. Beide zeigen dieselbe topographische Situation, beide sind, mit recht geringfügigen Unterschieden, nach demselben Schema erbaut, und selbstverständlich gehören sie zusammen mit den andern Zähringergründungen auch derselben Stadtrechtsfamilie an. Bei beiden Städten läßt sich der Bauplan noch heute mühelos ablesen. Freiburgs Gründung kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ins Jahr 1157 angesetzt werden; zwanzig Jahre später wird die Stadt als bestehend und im weltlichen wie kirchlichen Bereich voll organisiert erwähnt. Bern ist vermutlich im gleichen Jahrzehnt entstanden. Das traditionelle Gründungsdatum von 1191 bezieht sich sicherlich nicht auf das ältere Burgum am Nydeggstalden, sondern auf den Abschluß der Stadtwerdung. In Freiburg war der Felsrücken bedeutend schmaler und kürzer, der verfügbare Platz entsprechend knapper: einer Gesamtlänge von 340 m stand eine Breite von 180 m gegenüber, was schwach einem Drittel des in Bern vorhandenen Areals entspricht. Die Anlage blieb demzufolge auf zwei Längsgassen beschränkt. Die südliche, die Grand'rue oder Reichengasse, war die Hauptstraße der Stadt, an der die *burgenses maiores*, die politisch einflußreichen Geschlechter saßen. Sie entspricht der bernischen Junkerngasse. Hier, im *vicus fori*, wie sie in den ältesten Quellen heißt, wurde (und wird teilweise noch heute) der Wochenmarkt abgehalten. Wie in andern Zähringerstädten floß hier ehedem ein offener Stadtbach durch, dessen Rinne selbst im heutigen Gassenprofil noch schwach zu erkennen ist. Mitten in der nördlichen Gasse, also seitab wie regelmäßig bei den Zähringergründungen, erheben sich die Pfarrkirche mit dem Friedhof und östlich davon das älteste Rats- und Gerichtshaus. Auf dem nach Osten trapezförmig sich verengernden Plateau fanden eine periphere, umlaufende Häuserreihe und im Innern zwei weitere Zeilen Platz. Eine Quergasse zerlegte das Ganze in vier Viertel, und östlich wie westlich waren die beiden Straßenzüge je durch ein weiteres Gäßchen untereinander verbunden. Das in der sogenannten Handfeste von 1249 überlieferte älteste Stadtrecht teilt den Siedlungsgrund in Hofstätten von 100 Fuß Länge und 60 Fuß Breite auf, was für den Anfang Raum für rund 40 Hofstätten ergab. Seit Anbeginn wurde sicherlich eine kontinuierliche Überbauung erstrebt, so daß auf die einzelnen Hofstätten mehrere Häuser zu stehen kamen, die Traufseiten, wie bei Zähringerstädten üblich, längs der Straße. Lauben, wie wir sie von Bern, Burgdorf, Thun, Murten, aber auch von Avenches und Estavayer her kennen, scheint es hingegen in Freiburg nur vereinzelt gegeben zu haben, obschon die Handfeste den Bürgern das Recht darauf einräumte. Einige wenige blieben im untersten Teil der Reichengasse bis heute erhalten.

Die Altstadt in der Saaneschleife, mit den Flußübergängen: von links nach rechts die Mittlere Brücke (1720), die hölzerne Bernbrücke (1653), die Zähringerbrücke (1924 voll., anstelle einer Hängebrücke von 1834). In der Bildmitte die Kathedrale, quer darunter mit romanischem Turm die Liebfrauenkirche, davor das Franziskanerkloster. Unten rechts das Ratzé-Palais (1581—1584) mit seiner dreigeschossigen Renaissancegalerie (heute kantonales Museum), links davon ein Rest der dritten, zwischen 1277 und 1290 errichteten Stadtmauer.

Photo B. Rast, Fribourg/Ch

Hier also lag das eigentliche *Burgum*, le bourg libre, das der Stadt den Namen gab; Fribor wird sie in der Urkunde von 1177 genannt, und dieser Kern der Stadt heißt noch heute das Burgquartier. Gegen Nordwesten war es durch einen natürlichen, aber wohl künstlich vertieften Halsgraben abgeschlossen, den sogenannten Grabensaal. Am Westende erhob sich, anstelle des heutigen Rathauses, ein wahrscheinlich ungefähr gleichzeitig erbautes *Castrum* des Stadtherrn. Es handelte sich um einen festen Turm, einen Donjon, der durch den heute noch feststellbaren Großen und Kleinen Graben und ein eigenes, in Resten erhaltenes Befestigungssystem vor Angriffen geschützt war. Er wurde 1463 abgetragen, der Grabensaal in den folgenden Jahren zugeschüttet, nachdem beide für die Verteidigung der Stadt längst entbehrlich geworden waren, und damit wurden in der Stadtmitte, wo vorher dafür kein Raum erübrigt werden konnte, erstmals zwei Plätze geschaffen: der Liebfrauen- und der nachmalige Rathausplatz.

Freiburg scheint sich erfreulich entwickelt zu haben. Bereits 1224 kommt es zu einer kleinen Erweiterung im Norden, indem die Mauer um die vor dem Tor gelegene Liebfrauenkirche und die um sie gescharten Häuser herumgeführt wird. Im Laufe von knapp zwei Jahrhunderten werden hernach die Grenzen nicht weniger als viermal hinausgerückt.

Zuerst ergreift die Stadt von den Niederlassungen Besitz, die sich beidseits des Flusses in der Talsohle entwickelt haben. 1253 wird das Auviertel am Fuß des Staldens inkorporiert, in dem sicher mit Recht die älteste Ansiedlung am Flußübergang erblickt wird; Freiburg war ja sicher so wenig wie die andern Zähringerstädte ins Leere hinein gegründet worden. Schon im Jahr darauf, 1254, greift man über die Saane hinweg nach dem Brückenkopf am jenseitigen Ufer. Die Schmiedgasse wird mit einer Befestigung geschützt, das erste Berntor entsteht. Zwischen 1280 und 1330 erweitert sich die Oberstadt nach Nordwesten, die dritte Stadtmauer umzieht den Bisée-Hügel, auf dem später das Kollegium errichtet wurde, die Lausanne- und einen Teil der Murtengasse. Neustadt, Matten und Bisenberg, als Vorstädte längst bestehend, werden 1392 zur Stadt geschlagen. Die mit diesem Zuwachs verbundene durchgehende Neubefestigung der Stadt zwischen 1380 und 1414 greift nach allen Richtungen aus, am stärksten im Westen, wo sich entlang den Straßen nach Romont und Bulle, nach Payerne und Murten weitere Vorstädte gebildet hatten. Drei stattliche neue Tore sind so entstanden, das Murtentor, das Weihertor und das Romonttor.

Damit hatte der mittelalterliche Befestigungsring seine größte Ausdehnung erreicht. Die Anlage war zu großzügig entworfen, die Stadt vermochte das damit abgesteckte beträchtliche Areal nicht mehr zu überbauen; sie hielt sich bis ins 19. Jahrhundert innerhalb der spätmittelalterlichen Mauern, und noch heute führen die gerade deshalb in weiten Abschnitten erhaltenen Verteidigungswerke streckenweise über freies Feld. Das bedeutet, selbst wenn sich der erschlossene Boden nicht allgemein zur Anlage neuer Quartiere eignete, dennoch ein Zurückbleiben hinter den selbstgesetzten Zielen. Die Entwicklung des Gemeinwesens geriet offensichtlich ins Stocken, und für diese Stagnation heißt es nach Gründen suchen.

Nach dem Erlöschen der zähringischen Dynastie war Freiburg 1218 durch Erbgang an die Grafen von Kyburg gekommen; die kyburgische Erbin Anna und ihr Gemahl Eberhard von Habsburg-Laufenburg ver-

---

Seite 61

Die rechtsufrige Stadtbefestigung (um 1253) mit dem Berntor (zweite Hälfte 13. Jh.), dem Katzenturm (1384) und dem Roten Turm (Mitte 13. Jh.). Im Hintergrund rechts die alte, 1960 durch einen Neubau ersetzte Hängebrücke über das Galterntal (1840). Photo B. Rast, Fribourg/Ch

kauften 1277 die Stadt um 3040 Mark Silber an die Söhne König Rudolfs von Habsburg, Rudolf, Albrecht und Hartmann. Freiburg blieb während nahezu zwei Jahrhunderten habsburgisch; es bildete im habsburgischen Urbar (1303—1308) ein eigenes Amt, „Das amt ze Friburg in Oechtelanden", und noch der Landbrief von 1449 bezeichnete es als „Herrschaft und stat Freyburg".

Für Habsburg, dessen Schwergewicht sich im 14. Jahrhundert von den Vorlanden mehr und mehr in den Osten Europas verlagerte, bedeutete Freiburg einen nicht leicht zu schützenden Außenposten. Die großen machtpolitischen Konflikte im Raum zwischen Oberrhein, Jura und Alpen, die eidgenössischen Freiheitskriege von Laupen bis Sempach und Näfels sahen die Stadt auf der falschen, auf der unterliegenden Seite. Österreich ging aus diesen Kämpfen geschwächt hervor und vermochte seinem im Westen von Savoyen, im Norden und Osten von Bern bedrängten Stützpunkt im Uechtland keine wirksame Hilfe zu leisten. Von einer weit ausgreifenden, konsequenten und erfolgreichen Territorialpolitik zur Sicherung seiner Verbindungen, wie sie der bernische Nachbar betrieb, konnte für Freiburg unter solchen Bedingungen keine Rede sein. Zur Zeit der Entstehung der eidgenössischen Stadtstaaten, während Luzern, Zürich und vor allem das mächtige Bern im schweizerischen Mittelland zielbewußt ihr Hoheitsgebiet aufbauten und die Innern Orte in Verfolgung ihrer ennetbirgischen Politik mit Waffengewalt nach der Südseite des Gotthards griffen, brachte es auf die Dauer nur einen relativ bescheidenen Landkomplex unter seine Botmäßigkeit, die sogenannte „Alte Landschaft", die ungefähr dem heutigen Saane-, Sense- und Teilen des Seebezirks entspricht. Seit dem Zerfall der zähringischen Herrschaft hatte Freiburg im Zeichen der Rivalität mit Bern gestanden; aber war der Ausgang dieser Auseinandersetzung auf Leben und Tod in den ersten zwei Jahrhunderten nach der Gründung beide Städte noch durchaus offen, so senkten sich die Gewichte im 15. Jahrhundert endgültig auf die Seite Berns, das politisch unleugbar geschickter vorging und in seinen Allianzen eine glücklichere Hand bewies. Der ungünstig verlaufene Krieg von 1447, der Stadt von Bern und Savoyen aufgezwungen, brachte die Wende. Freiburg mußte, von Österreich im Stich gelassen, unter drückenden Bedingungen Frieden schließen. 1452 kündigte es in einer wirtschaftlichen und politischen Notlage den Habsburgern den Gehorsam und unterstellte sich der Oberhoheit seines bisherigen Hauptgegners, des Herzogs von Savoyen. Die Bewährungsprobe der Burgunderkriege sah Freiburg auf Seiten Berns und der Eidgenossen, während die savoyische Waadt für Karl den Kühnen als Aufmarschbasis diente. Der Sieg der großen oberdeutschen Koalition über das burgundische Heer hatte als unmittelbare Konsequenzen 1477 die Loslösung von Savoyen, 1478 die Erlangung der Reichsunmittelbarkeit und 1481 die Aufnahme in den eidgenössischen Bund zur Folge.

An der sich anschließenden, 1536 vollendeten Eroberung der Waadt beteiligte sich Freiburg nach seinem Vermögen; die Kräfte reichten nicht aus, um mit der bernischen Expansion Schritt zu halten. Immerhin wurde das freiburgische Hoheitsgebiet in diesem Halbjahrhundert durch Zuwachs im Süden und Westen annähernd verdoppelt. Dazu kamen erst noch die vier mit Bern gemeinsam regierten Vogteien Murten, Grandson, Orbe und Echallens. 1553—1555 erreichte der äußere Aufbau des freiburgischen Staats mit der Erwerbung der Kernlandschaft der Grafschaft Greyerz aus der Konkursmasse

---

Seite 63

Blick in die Goldgasse, die zur Bernbrücke hinunterführt. Im Hintergrund oben links der mächtige Rote Turm (Mitte 13. Jh.).

Photo B. Rast, Fribourg/Ch

Pätli

Michaels, des letzten Grafen, seinen Abschluß.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Freiburg seine Blütezeit indessen bereits hinter sich. Sie war durch eine stürmische politische und wirtschaftliche Entwicklung im 13. Jahrhundert eingeleitet worden und hatte im ausgehenden 14. und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren absoluten Höhepunkt erreicht. Die relativ rasch aufeinander folgenden Stadterweiterungen dienen uns dafür als Beleg. Damals beherrschte die Stadt das politische Kraftfeld im Uechtland unangefochten, und mit dem Aufschwung ihrer Leder- und Grautuchindustrie und der Sensen- und Sichelfabrikation festigte sich ihre Stellung als Handels- und Wirtschaftszentrum, weit über ihr eigentliches Hinterland hinaus. Freiburger Produkte wurden auf den von der Stadt ausstrahlenden Handelswegen und namentlich auf dem Fluß verfrachtet, Freiburgs Kaufleute fanden sich regelmäßig auf den Zurzacher, Frankfurter und Genfer Messen ein. Von der Tuchindustrie lebte ein Großteil der Bevölkerung (1438). Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurden jährlich 7000 bis 10 000 Stück Tuch hergestellt, amtlich geprüft und größtenteils exportiert, ab 1420 jeweils über 10 000, um 1430 sogar 14 000. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts läßt sich jedoch ein unaufhaltsamer Rückgang feststellen; die wachsenden Absatzschwierigkeiten suchte der Freiburger Rat durch eine Vereinbarung mit der Welser-Vöhlin-Gesellschaft in Augsburg zu überwinden, der man ein Monopol für den Ankauf und Vertrieb der gesamten Produktion einräumte, ohne daß damit der Ruin dieses wichtigsten Gewerbes auf die Dauer aufzuhalten war. Es scheint, daß der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs durch den Schlag eingeleitet wurde, den Ludwig XI. von Frankreich 1464 gegen die Genfer Messen führte, indem er sie für seine Untertanen sperrte und als Konkurrenz in Lyon gleichzeitig stattfindende und gleichartig aufgebaute Märkte einrichtete; die Genfer Messen büßten sehr rasch ihren internationalen Charakter ein und sanken im 16. Jahrhundert zu regionaler Bedeutung herab. Ein zweiter Grund mag in der zunehmenden Isolierung zu suchen sein, in welche Freiburg nach Berns Übertritt zur Reformation und vollends nach der Eroberung der Waadt durch die Berner (1536) geriet. Freiburg blieb beim angestammten Glauben, ja es wurde unter dem Einfluß des 1580 gegründeten, unter Petrus Canisius zu hohem Ansehen gelangten Jesuitenkollegiums sowie der Niederlassungen der katholischen Reformorden der Kapuziner, Ursulinen und Visitantinerinnen zu einem eigentlichen Vorposten der Gegenreformation. Allseitig von bernischem Hoheitsgebiet umschlossen, blieb dieser westlichste der eidgenössischen Orte jedoch von der ihm glaubens- und gesinnungsverwandten Innerschweiz getrennt und damit politisch, wirtschaftlich und kulturell in hohem Maße gefährdet. Alle Straßen, die außer Landes führten, und selbst der Wasserweg der Saane führten in bernisches Territorium. Handel und Gewerbe verkümmerten, und dies ist ein dritter Grund, auch unter der Einwirkung der geistigen und politischen Umwälzungen. Die wirtschaftlich erstarkten Bürgergeschlechter wandten den Quellen ihres Reichtums den Rücken und glichen ihren Lebensstil demjenigen des freiburgischen Adels an, der vornehmlich vom Ertrag seines Grundbesitzes und von den Einkünften aus dem fremden Kriegsdienst lebte. So bildete sich ein städtisches Patriziat, das eifersüchtig auf die Wahrung seiner politischen Privilegien bedacht war. Das Verzeichnis der Geheimen Bürger (bourgeois secrets), die seit 1627 allein im Besitz voller politischer Rechte waren, wurde 1684 endgültig geschlossen. Sitz und Stimme in den Behörden blieben seit langem schon einer sehr beschränkten Anzahl auserwählter Familien vorbehalten, ebenso die Besetzung der neunzehn Landvogteien und anderer einflußreicher und ein-

Das Burgquartier von Südwesten. Links Kathedrale und Rathaus, rechts die neue Galternbrücke (1960). Im Vordergrund rechts das seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandene Neustadtquartier in der Flußniederung. (1500—1518) Photo B. Rast, Fribourg/Ch

träglicher Ämter. Freiburg hatte im „Ancien Régime", vor 1798, ein streng oligarchisches Regiment, das die theoretisch gültige Verfassung von 1404 und die in ihr definierten Kompetenzen der Bürgerschaft äußerst restriktiv interpretierte; neben Bern, Luzern und Solothurn war es bis zur französischen Revolution einer der vier patrizisch regierten Orte der alten Eidgenossenschaft.

Inwiefern spiegelt sich diese politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung im Antlitz der Stadt? Wir hatten unsern Blick zunächst auf die wiederholte Erweiterung des Befestigungsgürtels und auf die Inkorporation der Vorstädte ins Gemeinwesen gelenkt. Mit ihr kamen eine Reihe von Kirchen und Klöstern innerhalb der Mauern zu liegen, für welche der schmale Burgfelsen, der einzig die Pfarrkirche aufzunehmen vermochte, keinen Platz bot. Die erste Erweiterung nach Norden, im Jahre 1224, umschloß die jenseits des Grabensaals gelegene, um 1201 vollendete Liebfrauenkirche, deren Turm das einzige Denkmal der Romanik in der Stadt darstellt, und das später mit ihr verbundene, 1250 gegründete Bürgerspital. Der Einbezug der Au 1253 versetzte die kurz zuvor gegründete Niederlassung der Augustiner in die Stadt; die heute bestehende Kirche wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet und 1311 geweiht. Die dritte Stadtbefestigung schloß das Kloster der Franziskaner an der Murtengasse ein, dessen Gründung 1256 erfolgte; die Kir-

che stammt aus dem dritten Jahrhundertviertel und besitzt noch immer den damals erbauten Chor mit dem frühgotischen Gestühl. Mit der Einverleibung von Neustadt und Matten im Jahre 1382 gelangte die auf der obern Matte gelegene Johanniterkommende in den Stadtbereich. Die Johanniter hatten sich, nach einer vorübergehenden Ansiedlung in der Au (1224), am Kleinen St. Johannsplatz, 1259 auf dem rechten Saaneufer niedergelassen, wo ihr Ordenshaus bis 1825 bestand. Die vierte und letzte Stadtmauer endlich umschloß zu Anfang des 15. Jahrhunderts das 1228 erstmals erwähnte, längst verschwundene Hospiz der Chorherren vom Großen St. Bernhard in der Nähe des Romont-Tores. Das damals entstandene weitläufige Befestigungssystem bot auch für die nachmittelalterlichen Klosteranlagen ausreichend Platz. Einzig das Zisterzienserinnenkloster in der Magerau blieb seit seiner Gründung um 1260 außerhalb der Stadt.

Noch heute wird die Physiognomie Freiburgs sehr stark durch seine mittelalterlichen Befestigungswerke geformt. Es handelt sich dabei allerdings nicht um einen zusammenhängenden Mauerring. Die Anlage wurde vor allem vom Bedürfnis nach Inkorporation und Schutz der am Fuß des Sandsteinfelsens und am jenseitigen Flußufer entstandenen Vorstädte bestimmt, ihr Verlauf durch die Beschaffenheit des Geländes und die daraus sich ergebenden strategischen Forderungen vorgeschrieben. Auf dem rechten Ufer klettert die Mauer vom Berntor hangaufwärts zum Katzenturm und endet beim hart über dem Felsabsturz errichteten mächtigen Roten Turm auf dem Schönberg, der den Saaneübergang und zugleich auch das Galterntal überwacht und sicherlich bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden ist. Ihm entspricht auf der andern Seite der Galternschlucht der Dürrenbühlturm, während das Bürglentor die Hügelkuppe nach Osten abriegelt. Die Sohle des Galterntals war durch eine kleine Talsperre geschützt. Auf dem linken Saaneufer setzt die Mauer wiederum beim Felsabsturz an. Das Murtentor, 1410—1415 errichtet, schützt die Zufahrt von Norden. Das Westende dieses nur lückenhaft erhaltenen Abschnitts war mit dem heute isoliert stehenden Heinrichsturm bei der Universität erreicht. Die Tortürme erheben sich durchgehend über quadratischem oder rechteckigem Grundriß; die dazwischenliegenden Türme der jüngsten Stadtmauer hingegen vertreten einen jüngeren Typ und springen im Halbrund über die Mauerflucht vor. Sämtliche Türme waren ursprünglich stadtwärts offen.

Der Bevölkerungsdruck im 15. Jahrhundert führt nun aber, wie erwähnt, merkwürdigerweise nicht zur Inbesitznahme und Überbauung der neuerschlossenen Flächen, sondern zu einer intensiveren Nutzung des bereits überbauten Areals. Es kommt zu immer stärkerer Stückelung der ursprünglich so großzügig berechneten Hofstätten, ein Vorgang, der uns aus vielen mittelalterlichen Städten vertraut ist; die Höfe und kleinen Gärten hinter den Häusern verschwinden weitgehend, und durch ständige Unterteilung des Besitzes entstehen auch in Freiburg jene schmalbrüstigen Häuslein, die bei vier oder fünf Stockwerken eine Fassadenbreite von 7 Fuß (2,25 m) manchmal nicht überschreiten. War die älteste Stadt wohl weitgehend in Holz errichtet, so verwenden die spätmittelalterlichen Wohnbauten ausnahmslos Freiburger Sandstein und für den Unterbau häufig Tuff; das Baumaterial war in der unmittelbaren Umgebung der Stadt mit Leichtigkeit zu beschaffen. Ihr Typus bleibt über lange Zeit unverändert; der Eingang liegt exzentrisch, am entgegengesetzten Ende wird häufig die Kellertür sichtbar, die über eine Außentreppe direkt ins Freie führt. Das Erdgeschoß war ehedem durch die Geschäftslokale belegt, das einstige Ladengewölbe mit stichbogiger Arkade blieb vielfach erhalten. Die Wohnräume liegen in den Obergeschossen. Die

Die Freiburger Oberstadt von Südosten. Im Vordergrund die Mittlere Brücke (1720), die den Kleinen St. Johannsplatz (rechts) mit der Unteren Matte (links) verbindet. Am Horizont von links nach rechts das Lyzeum (1829—1838, nachmals alte Universität) mit seinem Dachobservatorium, die Jesuitenkirche St. Michael (1604—1613), das Kollegium (1584—1596), die Kathedrale.

Photo B. Rast, Fribourg/Ch

gotischen Fenstergruppen sind gern auf Stockwerkgesimse abgesetzt, und bei den aufwendigeren Bauten sitzen über den Fensterstürzen die charakteristischen Blendmaßwerkfelder.

Erstaunlicherweise besitzt nun Freiburg noch heute eine so große Zahl solcher spät- und nachgotischer Wohnbauten, daß sie, namentlich in der Unterstadt, das Stadtbild recht eigentlich beherrschen. Daß sie erhalten blieben, muß wohl ebenfalls auf die seit Beginn des 16. Jahrhunderts zu beobachtende, erst im 20. überwundene wirtschaftliche Regression zurückgeführt werden. Die Unterstadt wurde sozial deklassiert, die ehemals stattlichen, einen allgemeinen Wohlstand verratenden Häuser wurden dem Kleinbürgertum überlassen, und heute sind sie, mangelhaft unterhalten, teilweise auf proletarisches Niveau abgesunken. Die Häuser der Oberstadt hingegen erfuhren im 17., 18. und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfache innere und äußerliche Erneuerung. Die Hausteinfassaden etwa der Reichengasse zeigen heute fast ausnahmslos den Charakter gehobener Wohnhäuser und Hôtel privés des aristokratischen „Ancien Régime". Wenige zeichnen sich durch besondere, überdurchschnittliche künstlerische Qualität aus, aber in ihrer Gesamtheit verraten sie jenen Sinn für Maß, Proportion und Rhythmus, der den Eindruck einer ruhigen, introvertierten Würde vermittelt und uns berechtigt, die Reichengasse zu den schönsten und besterhaltenen Straßenzügen der Schweiz zu zählen. Dem aufmerksamen Betrachter wird es nicht entgehen, daß in den formal der französischen Klassik verpflichteten Häuserfronten viel heimliche Gotik weiterlebt und daß, vor allem in Material und Technik, aber auch in der Organisation der Fassaden die spätmittelalterliche Tradition ungebrochen bis in die Frühzeit des 19. Jahrhunderts reicht.

Im 16. Jahrhundert, genauer: zwischen 1525 und 1610, erhielten die zehn figurengeschmückten Brunnen Freiburgs ihre heutige Gestalt. Sie übergehen hieße ein nicht unwichtiges Element im Stadtbild verschweigen: das Wasser. Das Wasser, einfachstes und billigstes Transportmittel, hatte seit Anbeginn zum Wohlstand der Stadt beigetragen. Brücken überspannten seit jeher den Saanelauf, bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts drei, die in ihrer heutigen Form aus nachmittelalterlicher Zeit stammen. Die älteste, die Bernbrücke, ist noch immer eine gedeckte Holzbrücke (1665); zu ihr gesellten sich, als notwendige Verbindungen unter den Vorstädten in der Talsohle, die Mittlere (1633/34) und die St. Johannsbrücke (1746). Die besonders für die Oberstadt lebenswichtigen laufenden Brunnen aber trugen auf eigene Weise zur Konstanz der Physiognomie Freiburgs bei. Diese Physiognomie hat, wie wir gesehen haben, während Jahrhunderten kaum eingreifende Veränderungen erlitten, und von größeren Entstellungen blieb sie zum Glück bis heute verschont.

Es wäre nun, nach der Analyse der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Faktoren, die ihre Entstehung und Entwicklung beeinflußten, noch die Frage zu klären, welcher Art die eigentlich künstlerischen Kräfte gewesen sind, die diese Entwicklung getragen haben. Die hervorragendsten Denkmäler der Stadt, allen voran das Münster, geben darüber hinlänglich Aufschluß. Aus zähringischer Zeit ist uns freilich, außer dem romanischen Kern der Liebfrauenkirche und ihrem bereits erwähnten Turm, nichts erhalten geblieben. Aus der Epoche kyburgischer Herrschaft stammen die archaisierende, der burgundischen Zisterzienserarchitektur verpflichtete Klosterkirche in der Magerau und der Chor der Franziskanerkirche, sowie die Grabplatte der dort bestatteten Gräfin Elisabeth von Kyburg, Gattin Hartmanns des Jüngeren, welche die 1275 Verstorbene als Mitglied des Dritten Ordens ausweist. Freiburgs frühe und hohe Gotik steht, wenn

man von gewissen burgundischen Elementen absieht, klar im Bann der oberrheinischen Entwicklung. Die Formensprache im Langhaus des Münsters, das im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts begonnen, 1512 in den Rang einer Stiftskirche mit infuliertem Propst und 1924 zur Kathedrale des Bischofs von Lausanne, Genf und Freiburg erhoben wurde, ist oberrheinisch. Die Westfassade kombiniert den Westturm in der Mittelachse des Münsters von Freiburg i. Br. mit einer freien Nachschöpfung der Straßburger Rose, deren zerbrechliches Gestänge hier kühn in die Turmfront eingebaut und durch einen soliden Entlastungsbogen gesichert wird. Die Plastik des Südportals steht gleichfalls in der Deszendenz der Straßburger Münsterbauhütte und ist dem Basler Westportal nächstverwandt. Auch der Stil des Hl. Grabes in der Magerau, um 1330, bei dem der plastische Leib Christi und die Malerei der Arca gleich bedeutend sind, weist nach dem Hochrhein. Das Westportal des Münsters hingegen, dessen Anfänge bis in die Wende des 14. Jahrhunderts reichen, zeigt bei sehr langsamem Voranschreiten der Arbeiten eine förmliche Musterkarte der Stilentwicklung im 15. Jahrhundert. Das Tympanon und die ältesten Gewändestatuen verraten noch südwestdeutsche Einflüsse. Mit dem hl. Simon und dem ihm verwandten hervorragenden Hl. Grab in der Kapelle südlich des Turms, beide in den dreißiger Jahren im Auftrag des Ratsherrn Jean Mossu geschaffen, erklingt ein neuer Ton: der oberrheinische Einfluß wird zugunsten des burgundischen zurückgedrängt, noch bevor die Entfremdung und der schließliche Bruch mit Österreich in Erscheinung traten. Drei andere, 1478 datierte Apostelfiguren schließen sich mit den Reliefs des 1462—1464 durch Antoine und Claude de Peney geschaffenen Chorgestühls zusammen; sie sind derbe, aber eindrucksvolle künstlerische Dokumente der kurzen Periode savoyischer Herrschaft im Uechtland. Noch vor den Burgunderkriegen aber, welche die Anlehnung an die Eidgenossenschaft einleiten, beginnt der Wind wieder auf Nord zu drehen. Die Verkündigungsgruppe und der Apostel Thomas, 1474 entstanden, zeigen die Hand eines aus Schwaben kommenden Meisters. Mit dem Eintritt in die Eidgenossenschaft richtet sich Freiburg nicht nur politisch, sondern auch kulturell nach seinen neuen Verbündeten: Deutsch wird zur Amtssprache erklärt, und schweizerische, schwäbische, ja bayerische Künstler werden mit Aufträgen bedacht. Der Meister des Hochaltars der Franziskanerkirche von 1480, der große Anonyme mit der Nelke, stammt aus Basel und steht offensichtlich unter elsässischem, indirekt unter niederländischem Einfluß. Martin Gramp aus Lindau ist der Schöpfer des bedeutenden, in ein Fensterkreuz des Rathauses gehauenen Kruzifixes. Der Steinmetz Hans Felder d. J., dessen Vater die Zürcher Wasserkirche erbaut hatte, stammt aus Öttingen im Ries; er findet am Rathaus-Neubau und vielleicht auch bei der Ausstattung des Münsters Beschäftigung. Wilhelm Ziegler aus Nördlingen, durch die Reformation in seiner Heimat brotlos geworden, tut sich mit Hans Boden zusammen und malt in Werkstattgemeinschaft mit ihm in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts mehrere Altarwerke. Hans Geiler, der bedeutendste spätgotische Bildhauer Freiburgs, wandert aus dem Elsaß ein; ihm sind, außer dem hl. Georg auf dem Rathausbrunnen, eine Reihe hervorragender Schnitzwerke zu verdanken, die keinen Vergleich mit Zeitgenössischem zu scheuen brauchen. Stefan Ammann endlich, der 1586 das Bürgerrecht erwarb und die drei letzten Freiburger Brunnenskulpturen schuf, stammt aus Ulm. Neben all diesen Zugewanderten vermögen sich eigentlich nur zwei autochthone Freiburger zu behaupten, der eigenwillige Stadtmaler Hans Fries, zwischen dem Meister mit der Nelke und Niklaus Manuel wohl die stärkste künstlerische Persönlichkeit der Schweiz, und der Bildhauer Hans Gieng, der um die

Blick aus der Hochzeitergasse auf den Turm der St. Niklaus-Kathedrale. Photo B. Rast, Fribourg/Ch

nalen Grenzen hinaus hat sich, von höherer Warte, sogar der Europarat mit der Frage unübersehbaren Folgen für das künftige Schicksal der Altstadt. Nur eine mutige und

Mitte des 16. Jahrhunderts seine mit Recht berühmten Renaissance-Brunnen schuf.

Im 16. Jahrhundert gewinnt, nach dem Frieden von Freiburg, der 1516 die Eidgenossen mit Franz I. von Frankreich aussöhnt, langsam und allmählich wieder der Einfluß von Westen an Boden, ohne indessen die Beziehungen zu Süddeutschland ganz zu unterbinden. Jean Fumal aus Rodez baut für den Gardehauptmann Hans Ratzé 1581 bis 1585 ein vornehmes Stadtpalais in reinster Lyoner Renaissance, das heutige Historische Museum an der Murtengasse. Und im 17. und 18. Jahrhundert vermitteln die aus französischen Diensten heimkehrenden Offiziere französische Lebensart und französische Kunst, durch welche das künstlerische Schaffen und die Kultur bis in Restauration und Regeneration hinein beispielhaft befruchtet wurden.

Die Kunst folgt also augenscheinlich dem politischen Gefälle, und es ist gewiß ein einmaliges Schauspiel, diese auf der Grenze zweier großer Kulturen des Abendlands gelegene Stadt im Lauf ihrer 800jährigen Geschichte an den Leistungen beider teilhaben zu sehen, empfangend, gebend und vermittelnd. Gründung süddeutscher Dynasten im westschweizerischen Raum, erster Ort mit einer zum guten Teil anderssprachigen, welschen Bevölkerung im eidgenössischen Bund: Brückenstadt zwischen Deutsch und Welsch, heute wie einst. Freiburg, das in Jahrhunderten halb aufgezwungener, halb selbstgewählter Isolierung den Anschluß an die im Zeichen des Frühkapitalismus einsetzende industrielle Entwicklung versäumte, muß in der Gegenwart seine einseitig landwirtschaftlich ausgerichtete Ökonomie unter erheblichen Schwierigkeiten den Erfordernissen unseres technischen Zeitalters anpassen. Im 19. Jahrhundert hatte es im Vertrauen auf seine geistige Mission die Erziehung zu seiner Industrie gemacht, bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Der einen vorzüglichen Ruf genießenden, zweisprachig geführten kantonalen Mittelschule, die aus dem einstigen Jesuitenkollegium hervorgegangen ist, wurde 1889 eine Universität zur Seite gestellt. Ihr staatlicher und zugleich internationaler Charakter macht sie zu einem Sonderfall unter den katholischen Hochschulen; dazu hat sie sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr zur katholischen Landesuniversität der Schweiz entwickelt. Unter dem Druck der laizistischen, kirchenfeindlichen Gesetzgebung Combes ließen sich ferner zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Reihe französischer Orden, mehrere davon mit ihren privaten Lehranstalten, in Freiburg nieder. Dies hat die Eigenart Freiburgs als eine pädagogische Provinz, in der sich die Angehörigen eines halben Hunderts verschiedener Nationen und sieben weltanschaulicher Bekenntnisse zuhausefühlen, womöglich noch verstärkt. So konnte seinerzeit ein Freiburger Staatsmann mit dem Blick auf die zwei bis vor kurzem einzigen in Freiburg angesiedelten Großindustrien scherzhaft feststellen, Freiburgs Exportprodukt seien wohlausgebildete junge Menschen, und es besitze dazu, neben seinen mittleren und höheren Schulen, auch sonst alle notwendigen Grundlagen: nämlich das Bier für die Studenten und die Schokolade für die Mädchenpensionate.

Das heutige Freiburg besitzt ein doppeltes Gesicht. Es war ein unerhörter Glücksfall, daß der Schienenstrang seinerzeit in einiger Entfernung westlich der Altstadt durchgeführt wurde. Die moderne Stadt konnte sich so seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in der Bahnhofgegend ihren eigenen Lebensraum schaffen, ohne dem historischen Stadtbild unheilbare Wunden schlagen zu müssen. Man wird indessen, trotz dem streckenweise großstädtischen Aspekt, nicht behaupten dürfen, daß diese einmalige Chance wirklich genutzt worden wäre und daß sie zu weitsichtigen städtebaulichen Lösungen geführt hätte. Die neuen, während des Zweiten Weltkriegs entstandenen Universitäts-

Murten

Von Pascal Ladner, Freiburg/Schw.

Es ist vor allem ein Ereignis, das den Namen der kleinen, wegen ihrer erhalten gebliebenen Befestigungsanlagen und ihrer schmucken Geschlossenheit bekannten Westschweizerstadt Murten in das europäische Geschichtsbewußtsein eingeprägt hat: die vor ihren Mauern ausgefochtene Schlacht gegen den burgundischen Herzog Karl d. Kühnen vom 22. Juni 1476, von der mit Recht gesagt wird, daß sie das Schicksal des Abendlandes auf Jahrhunderte hinaus entschieden hat. Als damals der Herzog, geschlagen von Grandson herkommend, seine Mannschaften südlich und östlich der Stadt aufmarschieren und sein kostbares Befehlszelt auf der Anhöhe des Bois Domingue befestigen ließ, haben die Berner, die sich zusammen mit den Freiburgern während der Kämpfe gegen den savoyischen Grafen von Romont im Herbst 1475 Murten unterworfen hatten, die Verteidigung in die Hand genommen und Adrian von Bubenberg dorthin entsandt. Nach mehrtägigem Beschuß durch schwere burgundische Artillerie, die am 18. Juni die östliche Stadtmauer zum Einsturz brachte, und nach einem von Adrian von Bubenberg kräftig abgewehrten Sturmangriff erfolgte vier Tage später der denkwürdige eidgenössische Gegenschlag, der das burgundische Heer zermalmte oder in den See trieb und das bedrängte Murten entsetzte. „Do wurden auch etlich uff den hochen böwmen, daruff sy dann von recht tödlicher angst und not gestiegen waren, erstochen, die mussten lehren fliegen ohne alles gefieder", schrieb kurze Zeit später der Berner Chronist Diebold Schilling angesichts der rund zehntausend Toten auf dem Schlachtfeld. In bezug auf die Politik ist an diesem Tag die von Karl d. Kühnen erstrebte Verwirklichung eines sich von Flandern bis Mailand erstreckenden Mittelreiches zwischen Frankreich und Deutschland zerstört, in bezug auf die Kulturgeschichte der beinahe unermeßliche Reichtum des Herzogs an Kunstgütern zerstreut worden[1]).

Die Frühgeschichte Murtens geht bis in die jüngere Steinzeit zurück, in welcher das Seeufer schon besiedelt gewesen sein muß. Viel später, in römischer Zeit, hat die Straße vom nahe gelegenen Aventicum nach Solodurum hier vorbeigeführt[2]). Und in der frühburgundischen Zeit soll König Sigismund einen Hof namens Muratum dem 515 errichteten Kloster St. Maurice im Wallis zur Ausstattung übertragen haben[3]). Wenn die Überlieferung dieser Schenkung auch nicht völlig gesichert ist, so zeugt doch eine schon im 9. Jahrhundert bestehende Mauritiuskirche im heutigen Muntelier, unmittelbar nordöstlich von Murten, mit größter Wahrscheinlichkeit von einer Verbindung mit dem Walliser Kloster. Alles deutet darauf hin, daß in diesem Muntelier, das später einmal Vetus Murat genannt wird[4]), die ursprüngliche Siedlung gesehen werden muß, welche dann als hochburgundischer, befestigter Königshof im Streit um das Erbe nach dem Tode König Rudolfs III. von Burgund zunächst von Odo von Champagne besetzt und im Spätsommer 1034 von Kaiser Konrad II. nach dessen Krönung zum burgundischen König in Payerne erobert und zerstört worden ist[5]). Vermutlich ist auch mit Muratum in einer Urkunde Heinrichs IV. vom Jahre 1079 eben dieser frühmittelalterliche Königshof gemeint, den der Kaiser zusammen mit anderen Gütern in der Waadt und im Wallis wohl zum Dank für die Unterstützung in der andauernden Auseinandersetzung mit Papst Gregor VII. der bischöflichen Kirche von Lausanne geschenkt hat[6]). Tatsache ist jedenfalls, daß seit diesem Jahr der Bischof von Lausanne den Grafen von

Murten um 1642 Nach einem Stich von Math. Merian

Rheinfelden in der Vertretung der Reichsinteressen mindestens im transjuranen Burgund (Westschweiz) abgelöst hat und dieselben wahrnahm, bis 1127 die Westschweiz unter den Einfluß der zähringischen Territorialpolitik geraten ist.

Den Gründen zur Ausbildung der zähringischen Territorialherrschaft im Gebiete der Westschweiz und ihrer Geschichte, insbesondere seit der selbständigen Burgundpolitik des Stauferkaisers Friedrich I., ist hier nicht nachzugehen. Was davon als wohl größte Leistung der Zähringer geblieben ist, sind ihre zur Sicherung der westlichen Randgebiete vorgenommenen Stadtgründungen von Freiburg i. Üe., Burgdorf, Bern, Thun und nicht zuletzt von Murten. Trotz des Mangels an einschlägigen Quellen für Murten dürfte diese Gründung entweder auf Herzog Berchtold IV. († 1186) oder auf dessen Sohn Berchtold V. zurückgehen, und zwar als Neugründung neben Muntelier, dem Vetus Murat. Am eindeutigsten sprechen dafür die Ergebnisse der archäologischen Vermessungen: die Gründungsanlage auf dem Boden der heutigen Stadt bestand aus einem Rechteck von 225 x 155 m mit einem Gassenmarkt in der Längsachse (Breite einschließlich Laubentiefe: 29 m), einer seeseitigen Parallelgasse (Rathausgasse, Breite 9 m), einer schmalen Querachse mit versetzter Einmündung auf den Markt (Kreuzgasse), ferner aus Rathaus und Hofstätten von 60 x 100 Fuß[7]). — Als weitere wichtige Quelle muß der sogenannte Stadtrotel genannt werden, gemäß dessen Einleitung — hec sunt libertates, consuetudines sive mores, quas contulit dux Berthodus (!) ville de Murat in sui fundatione et per quas regitur — ein Herzog Berchtold der Stadt Murten das darin aufgezeichnete Recht verliehen haben soll. Obwohl dieser Rotel erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts überliefert und damals wahrscheinlich auch redigiert worden ist, so gibt er doch in seinem inhaltlich ältesten Bestandteil zähringisches Stadtrecht wieder, vor allem was die zins-

freie Zuteilung der Hofstätten, die freie Wahl des Schultheißen und die Allmendnutzung betrifft[8]); dagegen fehlt eine Bestimmung über die Verleihung des zähringischen Marktrechtes. — Anders als in Freiburg oder in Bern kennt man in Murten keine Tradition eines Herzogs Berchtold von Zähringen als Stadtgründer, mit Ausnahme vielleicht der Darstellungen auf Wappen und Siegeln, wo ein Löwe vorkommt, der möglicherweise auf das zähringische Wappentier zurückzuführen ist[9]).

Der Tod Berchtolds V. (1218), mit dem das Herzogshaus erlosch, brachte eine neue Situation. Während der zähringische Eigenbesitz, u. a. Freiburg, an das Haus Kiburg überging, fielen die Reichslehen, darunter Bern und Murten, rechtmäßig an Kaiser Friedrich II., der sie zur Verwaltung seinem Sohn Konrad übertrug. Somit wurde Murten zur Reichsstadt. Angesichts ihrer Lage am Rande des staufischen Machtbereichs, die einer andauernden Bedrohung von seiten der lokalen Herrschaften der Umgebung ausgesetzt war, verfügte König Konrad in einer vom November 1238 datierten Urkunde, daß die Stadt sich mit einer festen Mauer zu umgeben habe, wofür er ihren Bürgern die Gefälle des Amtes Murten für vier Jahre schenkte und sie für die gleiche Zeit von allen Steuern befreite[10]). Überreste dieser Mauer glaubt man noch heute in den untersten Befestigungspartien erkennen zu können; sie zeigen, daß schon damals die ursprüngliche Zähringerstadt gegen Südosten hin um einen Längsdrittel erweitert worden ist, um damit Raum für eine zweite Nebengasse (Deutsche Kirchgasse) zu gewinnen[11]). Die so erreichte Stadtanlage ist grundsätzlich auch nach dem großen Brand von 1416 bis in die Gegenwart erhalten geblieben. Schließlich gehört in die gleiche Zeit die Stiftung der mit einem Spital verbundenen St. Katharinenkapelle, die vor der Mauer unterhalb des Schlosses errichtet und erst nach den Burgunderkriegen verlegt worden ist[12]).

In den folgenden Jahren mit ihren großen politischen Auseinandersetzungen hat es sich aber immer deutlicher gezeigt, daß der Schutz des Reiches über Murten nicht auszureichen vermochte. Unmittelbar vor der Absetzung Kaiser Friedrichs II. durch Papst Innozenz IV. auf dem Konzil von Lyon (17. Juli 1245) haben deshalb das reichsfreie Murten und das kiburgische Freiburg ein gegenseitiges Bündnis abgeschlossen (1./2. Juli 1245) mit dem Zweck, sich den Besitzstand zu garantieren, sich bei Angriffen Hilfe zu leisten, Verhaltungsmaßregeln in einem möglichen Streit zwischen ihren Stadtherren aufzustellen, ihren Bürgern Freizügigkeit zu gewähren und den Rechtsverkehr bei gegenseitigen Streitigkeiten ihrer Bürger zu regeln[13]). Wie aktuell dieser Vertrag war, zeigte sich, als schon drei Jahre später zwischen den kaiserlich gesinnten Reichsstädten Murten und Bern einerseits und dem päpstlich kiburgischen Lager mit Freiburg anderseits langdauernde Kämpfe ausbrachen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, muß auf einen sich in diesem Zusammenhang neu bemerkbar machenden Faktor hingewiesen werden, der nicht nur für Murten, sondern für die westschweizerische Geschichte überhaupt von entscheidender Bedeutung geworden ist: auf die Ausdehnungspolitik des Hauses Savoyen unter Graf Peter II. In der unruhigen Zeit des Interregnums stellten sich viele der kleineren westschweizerischen Herrschaften unter savoyischen Schutz, und auch Murten schloß im Mai 1255 einen Schirmvertrag mit dem Grafen, der freilich nur bis zur Wahl eines in diesem Gebiet einflußreichen Reichsoberhauptes gelten sollte[14]). Da eine solche aber nicht bald erfolgte, festigte sich der savoyische Herrschaftsanspruch, was etwa die Tatsache belegt, daß 1264 Peter II. in Murten genau so wie in seinen Kastlaneien Romont, Moudon, Yverdon u. a. für die geplanten Feldzüge Getreide sammeln und sich in der Folge ein Schloß errichten ließ[15]), von dem heute noch der große viereckige Turm

Heutige Standansicht vom Bois Domingue (dem Feldherrenhügel Karls des Kühnen) mit Wistenlacherberg (Mont Vully) und Jura im Hintergrund

zeugt. Im Jahre 1272 erneuerte Murten mit Peters Nachfolger, Graf Philipp von Savoyen, unter ähnlichen Bedingungen wie früher den Schutzvertrag[16]), und als dann tatsächlich mit der Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen König eine einigermaßen starke Reichsgewalt in Erscheinung trat, brauchte es eine halbjährige Belagerung, ehe Murten wieder zum Reich zurückkehren konnte. Doch kaum war König Rudolf gestorben, wurde die Stadt am 14. August 1291 von Graf Amadeus von Savoyen besetzt, bis sie unter Albrecht von Habsburg erneut für kurze Zeit an das Reich zurückkam und schließlich 1310 von König Heinrich VII. für viertausend Mark Silber an den Grafen von Savoyen verpfändet wurde[17]). Seither gehörte Murten bis 1475 zum savoyischen Besitz.

Diese wechselvollen Jahrzehnte sind aber nicht nur durch das Ringen äußerer Mächte um die Herrschaft Murtens gekennzeichnet, auch die Stadtbevölkerung selber, mit Schultheiß und Rat an ihrer Spitze, hat sich in das politische Spiel eingemischt und 1294 das Bündnis mit Freiburg erneuert[18]). Während des Thronstreites zwischen Friedrich von Österreich und Ludwig von Bayern sodann beteiligte sich Murten an dem 1318 abgeschlossenen westschweizerischen Städtebündnis zwischen Bern, Freiburg, Solothurn und Biel[19]), und im Januar 1335 kam der erste Bund mit Bern zustande, der 1340 und 1351 jeweils erneuert und ergänzt worden ist[20]). Schließlich hat sich Murten um die Jahrhundertmitte vertraglich mit Biel (1342)[21]) und mit Payerne (1365)[22]) verbündet. — Diese in aller Kürze genannten Allianzen zeigen die vielschichtigen staatspolitischen Verflechtungen von dynastischen und städtisch-autonomen Interessen, die sich in den wenigsten Fällen vollständig deckten; in ihrer Gesamtheit betrachtet beweisen sie, wie stark die Stadt Murten trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer savoyischen Oberherrschaft in die unter Führung Berns allmählich errichtete westschweizerische Eidgenossenschaft integriert worden ist.

Parallel zur außenpolitischen Aktivität hat sich das innere Leben Murtens entfaltet. Die

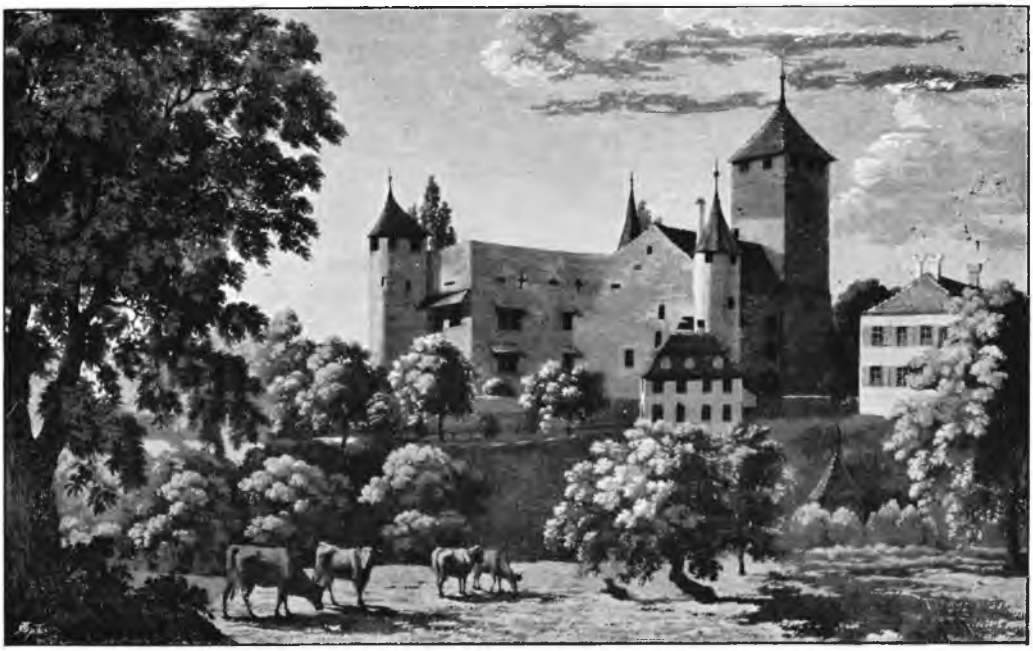
verfassungsmäßige Grundlage dazu bildete der bereits erwähnte Stadtrotel, dessen Redaktion wohl weniger anläßlich des ersten Bundes mit Freiburg, als vielmehr zur Zeit des Schirmvertrages mit Graf Peter von Savoyen vorgenommen wurde[23]). Neben den schon oben angedeuteten Privilegien sichert er der Bevölkerung Murtens die freie Schultheißenwahl — ein Recht, das erst in der von Graf Amadeus VI. 1377 verliehenen Handfeste nicht mehr erneuert worden ist[24]) —, die Wahl der Beamten, die Ausübung der Gerichtshoheit, das Fischereiprivilegium und verschiedene weitere Rechte. Im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts mußte dieses erste Stadtrecht mehrfach ergänzt und den Verhältnissen angepaßt werden, wobei vor allem die große Revision der von Schultheiß, Rat und Bürgern erlassenen Vorschriften polizeilichen Charakters und deren Zusammenstellung zu den Statuta ville Mureti renovata im Jahre 1394 zu erwähnen ist, denen 1400 der Liber consuetudinum et bonorum usuum ville Mureti folgte, — zwei Sammlungen, welche die Grundlagen für das Murtener Recht der folgenden Jahrhunderte gebildet haben[25]).

Vor allem gewähren diese legislativen Texte einen guten Einblick in das tägliche Leben der spätmittelalterlichen Stadt, indem sie nicht nur über einige der Allgemeinheit dienende Einrichtungen, wie etwa über das Amt des Schulmeisters[26]) oder des Stadtnotars[27]) berichten, sondern darüber hinaus Auskunft über die Tätigkeit der — nach den Berechnungen Hektor Ammanns — rund tausend Einwohner[28]) zu geben vermögen. Dabei wird deutlich, daß in Murten, mit Ausnahme der im 15. Jahrhundert belegten Tuchweberei[29]), nur Kleingewerbe vorhanden war, und zwar in Funktion zur Stellung der Stadt als Zoll- und Handelsplatz an der alten Nord-Süd-Straße, die Süddeutschland mit dem Genfer See, bzw. dem Großen St. Bernhard, verbunden hat, sowie als Hafenort im System der Wasserwege zwischen Orbe und dem Rhein[30]). Als Eigenprodukte konnte das Murtenbiet diesem Handel in erster Linie Fische, in geringerem Maße Wein, Getreide, Schafe und Schweine beisteuern[31]). — Es ist schließlich nicht erstaunlich, an einem solchen Umschlagplatz Lombarden und Juden vorzufinden; gerade was die letzteren betrifft, so weist Murten eine beachtliche Dokumentation auf: schon am Ende des 13. Jahrhunderts sind sie als Gläubiger erwähnt und um 1400 bezeugen weit über tausend Akte in den Notariatsregistern ihre Tätigkeit. Obwohl sie kein Bürgerrecht erwerben konnten und obwohl auch ihre Aufenthaltsbewilligung in der Stadt zeitlich befristet war, haben sie im späteren Mittelalter doch eine Synagoge besessen und einer ihrer Glaubensgenossen betätigte sich neben den Geldgeschäften auch in der Heilkunst[32]).

Das Bild des spätmittelalterlichen Murten wäre unvollständig, würde man nicht mindestens die Frage nach dem geistigen Leben aufwerfen. Eine Antwort darauf kann allerdings nur angedeutet werden mit dem Hinweis, daß sich ein solches offensichtlich nicht fassen läßt; zu einer ausstrahlenden Entfaltung fehlten zudem die entsprechenden Voraussetzungen; Murten besaß weder eine klösterliche Niederlassung noch ein Stift und somit auch keine höhere Schule. Handschriften sind keine überliefert und die aus dem Jahre 1393 stammende Aufzählung von zwanzig Codices der beiden Kirchen St. Mauritius und St. Katharina nennt ausschließlich Bücher zum liturgischen Gebrauch[33]).

*

Mit der Eroberung Murtens durch die Berner und Freiburger im Herbst 1475 hat nicht nur die savoyische Epoche in der Geschichte der Stadt, sondern das Mittelalter überhaupt ein Ende gefunden. Stadt und Amt Murten bildeten seither bis zum Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft im Jahre 1798 eine — 1484 von den übrigen Eidgenossen anerkannte — Gemeine Herrschaft der beiden Stände Bern und Freiburg. Verfassungsrecht-



Schloß Murten im 19. Jahrhundert Nach einer Zeichnung von Kinkelin

lich bedeutete dies, daß zwar die beiden Obrigkeiten die alten, aus der Savoyerzeit stammenden Satzungen mitsamt den Freiheiten bestätigten, aber zum Schultheißen abwechslungsweise jeweils für fünf Jahre einen der Ihren einsetzten und die Stadt zu militärischen Hilfeleistungen verpflichteten.

Gerade diese letzte Bestimmung ist in der Folge für das außenpolitische Verhalten Murtens von größter Bedeutung geworden. Zu allen militärischen Auseinandersetzungen, an denen sich Bern und Freiburg beteiligten, mußte die Untertanenstadt Mannschaften entsenden. Solange die beiden Obrigkeiten einigermaßen ähnliche Ziele verfolgten wie im Schwabenkrieg oder in den italienischen Feldzügen, ergaben sich wenig Schwierigkeiten; als jedoch Bern das reformierte Glaubensbekenntnis annahm und sich damit in einen konfessionellen Gegensatz zu Freiburg stellte, bedurfte es genauer Regelungen, besonders wenn die beiden Städte auf verschiedenen Seiten kämpften, was sowohl im Ersten als auch im Zweiten Villmergerkrieg der Fall war. Unter diesen Umständen hatte sich Murten neutral zu verhalten[34]), sonst aber mußte die Stadt abwechslungsweise ihren beiden Obrigkeiten Hilfstruppen senden. Immerhin zeigte es sich bald, daß trotz aller Absprachen Murten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts immer mehr nach Freiburg zuzugspflichtig wurde, so daß es im Eidgenössischen Defensionale kurzerhand in ein freiburgisches Regiment eingeteilt wurde und mit der neuen freiburgischen Militärorganisation von 1744 ein eigenes Regiment unter freiburgischen Stabsoffizieren bildete[35]).

Während Freiburg somit die militärischen Verbindungen zu Murten verstärkte, gelang es Bern, einen wesentlichen Einfluß auf die inneren Verhältnisse der Stadt auszuüben, insbesondere die Reformation einzuführen. Freiburg wehrte sich zwar anfänglich dagegen, aber durch eine Abstimmung am 7. Ja-

nuar 1530 hatte sich Murten für die Annahme des reformierten Bekenntnisses entschieden. Dabei war die Tätigkeit Guillaume Farels von ausschlaggebender Bedeutung. Dieser aus Frankreich stammende, in Basel mit der Lehre Oekolampads und Zwinglis bekannt gewordene Reformator propagierte seit 1526 im Auftrage Berns die Neuerung. Nach dem Erfolg in Murten setzte Bern ihn dort auf Bitten der Bevölkerung als Pfarrherrn ein; drei Jahre lang (1530—1533) übte Farel das Amt aus und benützte es vor allem, den neuen Glauben tiefer in die Westschweiz hinein zu tragen[36]). — Die Einführung der Reformation brachte in Murten manche Änderungen mit sich. In erster Linie mußte den zahlreichen Kirchenmandaten Geltung verschafft werden, was man dadurch zu erreichen hoffte, daß die Pfarrherren — wie übrigens in allen bernischen Gemeinden — vom Berner Rat gewählt, besoldet und überwacht wurden. Sie mußten dafür sorgen, daß die strengen Verordnungen, die alle Lustbarkeiten wie Tanzen und Singen, Weintrinken und Spielen verboten, durchgeführt wurden, allerdings mit mehr oder weniger Erfolg[37]). Zum Aufgabenbereich der Pfarrer gehörte neben der Verkündigung auch die Unterweisung der Kinder; und dies führte allmählich zur Errichtung einer straffer organisierten Schule, sogar mit einem beschränkten Schulzwang[38]).

Zwischen den beiden Pfeilern einer hauptsächlich von Freiburg geleiteten Militärpolitik und einer wesentlich von Bern beeinflußten konfessionell-geistigen Ausrichtung hat sich die Geschichte Murtens während des Ancien Régime abgespielt und damit gleichzeitig einen nicht unbedeutenden Beitrag zur gegenseitigen Annäherung der beiden konfessionell getrennten Obrigkeiten geleistet. Denn die gemeinsame Verwaltung der Herrschaft, die regelmäßig einberufenen Zusammenkünfte zur Rechnungsabnahme und die beidseitig gepflegte Aufsicht über den jeweils aus dem andern Stand kommenden Schultheißen haben wenigstens auf der politischen Ebene mehr als einmal die religiösen Gegensätze zu überwinden vermocht. Der Stadt Murten selber aber gab diese Situation die Möglichkeit, ihr eigenes Gesicht zu wahren und mit dem Besten aus beiden übergeordneten Ständen zu ergänzen.

Die Entfaltung des nachmittelalterlichen Murten läßt sich eindrücklich an der Bautätigkeit ablesen, wo als öffentliche Vorhaben die Anpassung der Kirchengebäude und der Ausbau der Befestigungsanlagen im Vordergrund standen. Beide veränderten leicht das städtebauliche Bild. Was den kirchlichen Bereich anbelangt, so mußte die alte Pfarrkirche, St. Mauritius in Muntelier, nach mehrfachen, letztlich doch unwirksamen Ausbesserungen 1762 niedergerissen werden[39]). Dafür wurde eine Marienkapelle, die im späten 14. Jahrhundert an der Nordostecke der Stadt errichtet worden ist, schon 1710 vollständig neu und vergrößert aufgebaut. Von der ehemaligen Kapelle zeugen gegenwärtig noch die kleine, gotische, aus einem Stück Holz geschnitzte Kanzel von 1484 sowie das schöne Chorgestühl aus dem Ende des Mittelalters mit dem Sitz Adrian von Bubenbergs. Seit 1762 benützt die deutschsprachige Gemeinde diese Kirche[40]). Die St. Katharinenkapelle dagegen, die nach der Murtenschlacht ihren endgültigen Standort erhalten hat, dient heute dem französischen Gottesdienst. — Anderseits galt die Aufmerksamkeit der Behörden immer wieder der Instandsetzung der Ringmauern, die im 19. Jahrhundert regelrecht als Steinbruch ausgebeutet wurden, bis sie der Staatsrat von Freiburg 1912 zur denkmalgeschützten Zone erklärt hat. Die größten Änderungen erfuhr die Ringmauer jedoch beim Unteren Tor, das zwischen 1776 bis 1778 von Architekt Hebler aus Bern nach dem Vorbild des Berner Zeitglockenturms neu aufgebaut worden ist. Am anderen Stadtende wiederum haben die bernischen und freiburgischen Schultheißen das alte Schloß umgestaltet, indem sie verschiedene Nebengebäude niederreißen und die Ringmauer ver-

Schloß Murten heute

ändern ließen, um eine Hofterrasse mit Blick auf den See zu erhalten. Und nicht zuletzt erfolgte zur Hauptsache um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Neubau des großen Rathauses. — Im gleichen 18. Jahrhundert hat sich aber auch nicht minder das übrige Murten gewandelt, indem die meisten Hausfassaden im bürgerlichen Barockstil — sicher nach bernischem Muster — erneuert worden sind, allerdings selten in grauem, Ernst und Würde verbreitendem Molassesandstein, sondern vielmehr in weißem und gelbem Jura- und Kreidekalk, die den Gassen das heitere, anmutige Aussehen verleihen[41]). Harmonisch fügen sich in die Häuserzeilen einige noch erhalten gebliebene spätgotische Bauten aus dem 16. Jahrhundert, worunter als schönstes Beispiel das Haus „Zum Rübenloch" zu nennen ist, das die Hauptstraße gegen Südwesten schließt und dessen bereits barocker Rundgiebel Malereien aus dem Jahre 1672 aufweist.

Wenn all diese baulichen Veränderungen Murtens zum Teil auch mit Mitteln der bernisch-freiburgischen Obrigkeit ausgeführt werden konnten, so zeugen sie doch nicht weniger von der Prosperität der Bevölkerung. Der schon im Mittelalter blühende Handel hat sich zur Zeit des Ancien Régime beträchtlich entwickelt. Murten ist zu einem bedeutenden Umschlagplatz für Land- und Wasserwege geworden, wo die Kaufmannszüge übernachteten, wo die Pferde in den Stallungen entlang der Rathausgasse eingestellt wurden und wo die Post ihre Tiere wechselte. Am Hafen, an der Ryf, standen sowohl das alte Zollhaus wie auch das Salzhaus, und hier entwickelte sich, hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Verkehr, das Gewerbe: Gerbe-

rei und Lederbearbeitung, Wagnerei, Bierbrauerei und Schmiedehandwerk[42]). Im Jahre 1584 bewilligten Bern und Freiburg den Handwerkern Murtens, „das sy ein frye zunft und gsellschaft aller und gemeiner handwerkern zu Murten ufrichten, dieselbige auch mit beider stetten gsellschaften glychförmigen statuten und ordnungen, damit in allen denselbigen nunhinfür gute policy und glychheit erhalten werde, regulieren mögind"[43]).

Gleichermaßen spiegelt sich das Bewußtsein der Bürgerschaft in der Verwaltung wieder. Unter der Oberaufsicht des bernischen bzw. freiburgischen Schultheißen amtete ein zwölf-, später zwanzigköpfiger Rat, dessen wichtigste Mitglieder der Bürgermeister und der Venner waren. Ihm oblag nicht nur die Bestellung der Gemeindeämter, die Wahl also des Weibels, des Bannwarts, des Stadtschreibers, der Nachtwächter, des Brunnmeisters, der Torwächter, des Steuereinziehers und der Hirten, sondern er bildete gleichzeitig für bestimmte Fälle den Gerichtshof[44]). Das Ansehen dieses Rates zeigt sich am deutlichsten darin, daß sich die jungen, noch nicht regierungsfähigen Bürger im sogenannten Äußeren Regiment, einer Nachahmung der Regierung, zusammenschlossen, dessen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert den Höhepunkt erlebte mit dem Umzug am Zehntausendrittertag, der das Gedenken an die Schlacht gegen Karl d. Kühnen wachhielt[45]).

*

Nochmals in ihrer Geschichte stand die Stadt Murten in einer ganz ähnlichen Situation wie im Frühsommer 1476: in den ersten Monaten des Jahres 1798 nämlich, als die französischen Revolutionsheere immer ärger Freiburg und Bern bedrängten; wie damals richtete Bern die Hauptstellung seiner Truppen bei der Stadt auf, als aber am 2. März Freiburg und Solothurn vor den französischen Armeen ohne Kampf kapitulierten, zog das bernische Oberkommando zur großen Enttäuschung der Murtener ihre Truppen abends in aller Stille aus der Stadt nach einer Verteidigungsstellung hinter der Aare, Saane und Sense. Am folgenden Tag marschierten die Franzosen ruhig in Murten ein[46]).

Bekanntlich brachen nach dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft jahrzehntelang dauernde Verfassungskämpfe aus, vor denen auch Murten nicht verschont blieb. Hier war allerdings das Hauptproblem die Regelung der Kantonszugehörigkeit. In der Helvetischen Republik wurde Murten kurzerhand dem Kanton Freiburg zugeteilt, obwohl die Bevölkerung selber den Anschluß an Bern wünschte. Napoleon seinerseits hat in der von ihm oktroyierten Mediationsverfassung an der einmal geschaffenen Lage nichts geändert. Und obwohl sich auch die Murtener in der Folge mehrfach gegen diesen Entscheid wehrten, blieben Stadt und Amt Murten bei Freiburg. Zwei Vorstöße vor allem sind hier zu nennen: einerseits der Aufstand gegen das freiburgische Patrizierregiment im Zuge der Regeneration im Jahre 1830 mit den Forderungen nach Gleichstellung der politischen Rechte aller Bürger, nach einer gleichmäßigen Stellvertretung, nach freien Volkswahlen und nach einer auf den Grundsätzen der Freiheit, des Rechts und des Wohles gebauten Verfassung, die die Murtener mittels eines Marsches vor die Hauptstadt am 2. Dezember durchzusetzen vermochten[47]); andererseits Murtens vergeblicher Versuch, die Freiburger Regierung in der Nacht vom 6./7. Januar 1847 zu stürzen und den Kanton aus dem Sonderbund herauszulösen[48]).

Mit dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft und der Gemeinen Herrschaft ist aber auch ein anderes Murten verschwunden, das Henri Perrochon „Le Morat cosmopolite et mondain" nennt[49]). Damit ist weniger die Tatsache gemeint, daß Goethe, Joseph de Maistre, die Königin Hortense, der junge Paul I. von Rußland und viele andere sich kürzere oder längere Zeit in dieser Stadt auf-

gehalten haben, sondern vielmehr das gesellschaftliche Leben in den nicht weit von den Ringmauern entfernt gelegenen Landsitzen. Besonders das Schlößchen Greng hat am Ende des 18. Jahrhunderts unter seinem Besitzer Gigot de Garville glanzvolle Tage erlebt und illustre Gäste aus nah und fern beherbergt, etwa den Minister Louis' XVI., Malesherbes, Benjamin Constant, Madame de Staël, Madame de Tessé, die Tochter des französischen Marschalls Louis de Noailles, die im benachbarten Loewenberg residierte, oder schließlich ein Abbé Rousseau, der später nacheinander die Bischofssitze von Coutance und Orléans innegehabt hat. — Und während das galante Leben auf diesen Landsitzen dem Ende zuneigte, ist im Deutschen Pfarrhaus zu Murten am 4. Oktober 1797 Albert Bitzius, besser bekannt unter dem Namen Jeremias Gotthelf, geboren, wo sein Vater Sigmund Bitzius zwei Jahrzehnte lang Pfarrer war, bis er sich wegen der Zuteilung Murtens an Freiburg nach Utzensdorf im unteren Emmental versetzen ließ[50]).

Wer sich heute Murten nähert, stellt fest, daß das Städtchen aus den alten Mauern ausgebrochen ist, daß Wohnhäuser und Fabriken sich um den Zähringerhügel ausbreiten. Die Bevölkerung ist seit dem Spätmittelalter um das Dreifache gewachsen und weist gut 3500 Einwohner auf, mehrheitlich deutschsprachig (rund 80 %) und reformiert (rund 72 %). Neben das Gewerbe ist die Industrie getreten mit Unternehmungen für elektrische Apparate, Haushaltmaschinen und Uhren[51]). Der See, immer noch sehr fischreich, verwandelt sich an schönen Sommertagen zum Tummelplatz der Wassersportfreunde; und das Gastgewerbe entfaltet sich entsprechend. Die erhabene Lage mit Blick über den See zum Wistenlacherberg und auf die Jurahöhen, aber auch in die bernisch-freiburgische Hügellandschaft mit ihrer alten Kulturgrenze zwischen Alemannen und Burgundern lädt ein zum Verweilen und zum Überdenken der Geschichte dieser Zähringerstadt.

Innerer Stadtgraben und Ringmauern mit Tournaletta, Pfaffenturm und Festungsturm der Deutschen Kirche

Anmerkungen:

[1]) Vgl. Die Burgunderbeute und Werke burgundischer Hofkunst. Katalog der Ausstellung im Bernischen Historischen Museum 18. Mai bis 20. September 1969. — G. F. Ochsenbein, Die Urkunden der Belagerung und Schlacht von Murten, Freiburg 1876.

[2]) Historischer Atlas der Schweiz, hg. H. Ammann und K. Schib, Aarau 1958, Karten 5 und 6.

[3]) Die Überlieferung ist erst vom 12. Jh. an gesichert, vgl. J.-M. Theurillat, L'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune, in Vallesia 9 (1954) 58, 60, 80.

[4]) Staatsarchiv Freiburg, Alte Landschaft Urk. 1 (1228), vgl. F. E. Welti, Der Stadtrotel von Murten, in: Freiburger Geschichtsblätter (künftig: FG) 18 (1911) 117.

[5]) H. Wicki, Die geschichtlichen Grundlagen der Freiburger Stadtgründung, in: Fribourg — Freiburg 1157—1481 zur 800-Jahrfeier, Freiburg 1957, S. 22.

[6]) MG Dipl. H. IV. 311; vgl. F. E. Welti, Der Stadtrotel von Murten S. 16.

[7]) Die Zähringerstädte, Dokumente zum Städtebau des Hochmittelalters aus 15 Städten Süddeutschlands und der Schweiz, 700 Jahre Thuner Handfeste, Jubiläumsausstellung im Schloß Thun, 1964, Nr. 86.

[8]) Die Rechtsquellen des Kantons Freiburg I 1: Das Stadtrecht von Murten, hg. von F. E. Welti, Aarau 1925 (künftig: RQM) Nr. 4; F. E. Welti, Der Stadtrotel von Murten S. 126 ss.

[9]) Vgl. J. F. L. Engelhard, Der Stadt Murten Chronik und Bürgerbuch, Bern 1828, S. 6. — Es ist auch zu erwähnen, daß anläßlich des Umzuges des sogenannten Äußeren Regiments ein Mann das „Leuenkleid" trug, d. h. in einen Löwen verkleidet war; vgl. dazu E. Flückiger, Die Militärgeschichte der gemeinen Herrschaft Murten (künftig: Militärgeschichte), in: FG 26 (1921) 124 s. und E. Flückiger, Das äußere Regiment von Murten, in: FG 54 (1966) 97.

[10]) RQM Nr. 2.

[11]) Die Zähringerstädte Nr. 86 b.

[12]) RQM Nr. 3; Text: Matile, Monuments de l'Histoire de Neuchâtel Nr. 111.

[13]) RQM Nr. 5; vgl. H. Nabholz, Die Bundesbriefe von Bern, Freiburg und Murten des 13. Jhs., in: Geschichtsfreund 82 (1927) 43 ss.

[14]) RQM Nr. 8.

[15]) H. Ammann, Zur Geschichte der Westschweiz in savoyischer Zeit, in: Zeitschr. f. Schweiz. Gesch. 21 (1941) 24; H. Ammann, Über das waadtländische Städtewesen, in: Schweiz. Zeitschr. f. Gesch. 4 (1954) 60. — 1265 ist Peters II. besonderer Sitz in Murten (aula) erwähnt (vgl. Wurstemberger, Peter II. von Savoyen IV 644, 686), der 1266 als hospicium domini apud wieder erscheint (M. Chiandano, La Finanza Sabauda nel sec XIII., Bd. I, Bibl. della Soc. Storica Subalpina 131, Torino 1933, 110).

[16]) RQM Nr. 9.

[17]) Vgl. zu dieser wechselvollen Geschichte E. Flückiger, Die Baugeschichte der Stadt Murten, in: Festschrift für F. E. Welti, Aarau 1937, S. 163 mit weiteren Literatur- und Quellenangaben.

[18]) RQM Nr. 16.

[19]) RQM Nr. 19.

[20]) RQM Nr. 24, 28, 32; vgl. H. Nabholz, op. cit. S. 53.

[21]) RQM Nr. 29, 33 (Erneuerung von 1354)

[22]) RQM Nr. 35.

[23]) Damit würden die darin enthaltenen savoyischen Rechtsbräuche erklärt, vgl. F. E. Welti, Der Stadtrotel von Murten S. 134 und passim.

[24]) RQM Nr. 43.

[25]) F. E. Welti, in: RQM S. 82 ss.

[26]) RQM Nr. 62.

[27]) RQM Nr. 60.

[28]) H. Ammann, Die Bevölkerung der Westschweiz im ausgehenden Mittelalter, in: Festschrift für F. E. Welti S. 443; H. Ammann, Über das waadtländische Städtewesen S. 65.

[29]) RQM Nr. 112.

[30]) Historischer Atlas der Schweiz Karte 19; H. Ammann, Zur Gesch. der Westschweiz in savoyischer Zeit S. 44; H. Ammann, Über das waadtländische Städtewesen im Mittelalter S. 27.

[31]) Die entsprechenden Verordnungen befinden sich in den RQM.

[32]) J. Niquille, Les prêteurs juifs de Morat à la fin du moyen âge, in: Nouvelles Etrennes Fribourgeoises 60 (1927) 89 ss.

[33]) RQM Nr. 63.

[34]) E. Flückiger, Militärgeschichte S. 105 ss, 142 ss; E. Flückiger, Murten und der erste Villmergerkrieg, in: FG 47 (1955/56) 5 ss; E. Flückiger, Murten und der Zweite Villmergerkrieg, in: FG 50 (1960/61) 82 ss.

[35]) E. Flückiger, Militärgeschichte S. 199, 160 s.

[36]) E. Flückiger, Die Reformation in der gemeinen Herrschaft Murten, Gedenkschrift zur Murtener Reformationsfeier 1930, S. 13 ss.

[37]) Ibid. S. 82—120, bes. 110 ss.

[38]) Ibid. S. 100 ss.

[39]) E. Flückiger, Die Baugeschichte der Stadt Murten S. 179 s.

[40]) E. Flückiger, Die Reformation S. 128.

[41]) Vgl. dazu im einzelnen E. Flückiger, Die Baugeschichte der Stadt Murten.

[42]) Murten — Morat, hg. von K. Blum und G. Grosjean, Bern 1965, S. 66.

[43]) RQM Nr. 337.

[44]) H. Wattelet, Murten zur Zeit der alten Satzung, Murten 1889, S. 4 ss.

[45]) E. Flückiger, Das äußere Regiment von Murten, in: FG 54 (1966) 85—108.

[46]) E. Flückiger, Militärgeschichte S. 207 ss.

[47]) H. Wattelet, Der Sturz der Patrizierregierung, in: FG 23 (1917) 111 ss.

[48]) H. Wattelet, Die Sonderbundszeit, in: FG 21 (1914) 1 ss.

[49]) in: Annales Fribourgeoises 25 (1937) 1 ss.

[50]) Vgl. W. Muschg, in: Jeremias Gotthelfs Werke, Birkhäuser/Basel 1948, Bd. I Einleitung S. 7.

[51]) Ch. Chammartin, G. Gaudard, B. Schneider, Fribourg, une économie en expansion, Lausanne 1965, bes. S. 108, 112, 116.

Grasburg

Gottfried Boesch

Glänzend erscheint die Schutzlage der Grasburg im tief eingeschnittenen Sensegraben und beinahe unzugänglich, in einer Flußschlinge der Sense, hoch auf einem fast 100 Meter hohen Felsklotz[1]). Von drei Seiten her erhielt die Reichsfeste Schutz durch senkrechte Felswände, die letzte Seite schützten tiefe Gräben, die den Burgfelsen vom Hochplateau von Schwarzenburg trennten. Aber diese hervorragende Schutzlage war nur eine Seite; die Verkehrslage, der andere wichtige Punkt für eine Stadt, fiel hier aus. In der Nähe führte eine recht bedeutende Straße über die Sense, die von den alten Klöstern von Payerne, Romainmôtier und von Hauterive nach Rüeggisberg und weiter nach Interlaken geleitete. Grasburg lag abseits dieser Klosterstraße, aber von der Grasburg aus ließ sich diese bewachen und beherrschen.

Der Name Grasburg ist urkundlich 1228, oder vielleicht schon 1223 nachgewiesen, auch Ritter, die sich nach dieser Burg benennen, sind gleichzeitig[2]). Doch muß die gewaltige Anlage schon der Zähringerzeit zugehören. Wer hätte denn, nach 1218, überhaupt in dieser Landschaft eine so starke Festung errichten können? Kuriose Sagen wollen allerdings die Entstehung dieser unerklärlichen Burg den Römern und Aventicum zuschreiben. Fast in der Mitte zwischen den zähringischen Gründungen von Freiburg und von Thun hatte die Grasburg einen guten Sinn, im Rahmen der zähringischen Grenzbefestigungen.

Der Boden war Reichsland. Nach 1218 fiel also die Herrschaft zurück ans Reich und dann wieder an die zähringischen Hauptterben ihres Hausgutes in dieser Landschaft, an die Kyburger.

Auch erst in der kyburgischen Zeit wird das Städtchen Grasburg erstmals erwähnt. Ein Schultheiß — sicheres Zeugnis für die Existenz einer Stadt — tritt urkundlich 1239 auf, dann seit 1259 häufiger (sculthetus de Grasburc)[3]). Die auf der Burg sitzenden Beamten handelten als Vögte daneben oder gar als Reichsvögte, wie unter König Rudolf von Habsburg, 1282, ein Advocatus oder Castellanus, Richard von Korbers[4]). Trotzdem läßt sich die städtische Siedlung Grasburg ganz deutlich nachweisen, 1386/87, genannt Burg und Ortschaft (castrum et villa) in den damals savoyischen Vogteirechnungen und etwas später 1393/94 ist von Ausgaben in villa Grasburgi die Rede. Auch ein Schmied ist nachgewiesen (faber dicte ville Grasburgi)[5]). Die Urkundensprache der romanischen Westschweiz meint hier selbstverständlich mit dem Ausdruck villa = Stadt. Auch die berühmten freiburgischen Notariatsregister um 1400 erwähnen einzelne Bewohner des hochgelegenen Burgstädtchens, etwa Berchinus von der Schür castri Graspurgi 1408[6]). Es ist aber doch trotz aller städtischen Merkmale unwahrscheinlich, daß hier innerhalb des Burgberings oder im Burgstädtchen Marktrecht gültig war und auch wirklich genutzt wurde. Burg und Stadt gehörten kirchgenössig nach der Pfarrei Wahlern, aber eine kleine Kapelle gab es trotzdem auf der Grasburg. Die Kapelle war dem ritterlichen St. Georg geweiht. Das muß längst vor der Erwähnung der Kapelle von 1320 so gewesen sein. Seit 1343 wurde in der Kapelle täglich die Messe gelesen. Pfarrei wurde die Kapelle trotzdem nicht[7]).

Zwischen Haupt- und Vorburg lag der Raum der Stadt, gut geschützt. Es war allerdings Platz für höchstens 20 Häuser, mehr nicht. Gewerbe gab es hier wohl wenig, der Schmied wurde schon erwähnt. Der Handel zog da nicht vorbei. Stadtrecht wurde wohl nie ausdrücklich verliehen. Aber trotzdem war Grasburg Stadt, schon der Schultheiß deutet darauf hin.

Seit dem 15. Jahrhundert hören wir von der Stadt Grasburg nichts mehr. Der ehemalige Reichsboden von 1255 in Grasburg, von König Wilhelm von Holland nochmals ausdrücklich verbürgt, zusammen mit Laupen und Murten, war jetzt bedeutungslos geworden, 1218, nach dem Erlöschen der Zähringer[8]). Einmal war Grasburg zuerst kyburgisch, dann savoyisch, dann, im Jahre 1263, habsburgisch unter Rudolf von Habsburg[9]). Doch 1267 riß Graf Peter von Savoyen den ehemaligen Reichsboden wieder an sich, ein Zankapfel sondergleichen, typische Grenzland-Situation. Mit der Thronbesteigung Rudolfs aber wurde es wieder Reichsbesitz, seit 1273. Aber schon zehn Jahre später, 1283, wird Grasburg unter den vom König verpfändeten Herrschaften erwähnt[10]). 1310 fiel Grasburg sogar nochmals unter Savoyen zurück, und schließlich 1423 stand die Herrschaft von Bern und Freiburg über die Grasburg fest, bis zum Sturmjahr 1798. Trotz aller neuen Herren aber serbelte die Stadt. Sie konnte sich nicht entwickeln. Der Raum reichte im besten Fall zu einem suburbium, einer Vorstadt. Markt kam keiner auf. Verkehr auch nicht, es blieb schließlich die Reichsfeste, solange diese einen Sinn hatte. Und als aus der zerfallenen Burg der Sitz des Vogtes nach Schwarzenburg verlegt wurde, da war es aus. Schwarzenburg besaß seit der savoyischen Zeit, 1412, das Recht zu Jahrmärkten[11]). Die Übersiedlung nach Schwarzenburg wurde im 16. Jahrhundert vollzogen[12]). Von da verlotterte der Burgsitz auf dem Felskopf hoch über dem Sensegraben. Hier in Schwarzenburg erstand ein erstes Schloß der Landvögte nach 1572[13]). Die Mauern der Reichsfeste Grasburg galten als Steinbruch. Aus der Herrschaft Grasburg entstand die Herrschaft Schwarzenburg. Die politisch-militärische Lage hatte sich seit der Zähringerzeit grundlegend gewandelt. Der Platz verlor jegliche Bedeutung. Übrig blieb die gewaltige Ruine der Reichsfeste, Zeugnis einstiger Größe.

---

[1]) Friedrich Burri, Die Grasburg. Ihre Baugeschichte und ihr einstiges Bild. Archiv des Hist. Vereins d. Kt. BE 20 (1910). Fritz Bürki, Die Ruine Grasburg, Bern 1916. Friedrich Burri, Die Grasburg unter savoyischer Herrschaft. Archiv 18 (1906) 1—268 und jetzt abschließend: Friedrich Burri, Die einstige Reichsfeste Grasburg. Geschichte, Rekonstruktion, Einkünfte. Archiv 33 (1935) 1—352, leider sozusagen nichts über die Stadt.

[2]) Fontes rerum Bernensium 2, 36 in einer Eschenbacher Urk. vom 5. Mai 1223 Otto von Grasburg und FRB 2, 243, nochmals Otto von Grasburg am 12. März 1245. Gumy 376 als Cono de Grasenborch, in Regeste le l'Abbaye de Hautrire, Fribourg 1923, S. 139.

[3]) FRB 2, 175 vom 7. Mai 1239. 465, 28. Mai 1259 „sculthetus in Grasburg". 483, 28. Juli 1260 „Jacobus Sculthetus in Grasiburc". 644, 14. April 1268 „Jakob, Schulth. v. Grasburg". 688, 2. Juni 1270 „Jakob, Schultheiß v. Grasburg".

[4]) FRB 3, 285 vom 25. Okt. 1279.

[5]) Burri Archiv 20, S. 176.

[6]) Ammann, Notariatsregister Füllistorf.

[7]) Burri Archiv 35, 164 ff.

[8]) FRB 2, 382, 3. Nov. 1255. Er verspricht Murten wie Bern und Grasburg dem Reich nicht zu entfremden.

[9]) FRB 2, 556, 16. Jan. 1264.

[10]) Revue historique Vaudoise 1907, 361.

[11]) Burri Archiv 35, 78 ff.

[12]) Burri, Archiv 35, 78 ff.

[13]) Burri, Archiv 35, 79 mit Abb. 7, vom Jahre 1787.

Laupen

Gottfried Boesch

Unmittelbar vor der Einmündung der Sense in die Saane, aber noch im Sensetal, liegt die Stadt Laupen[1]). Fast vierzig Meter hoch erhebt sich im Süden der Stadt der jähe Burghügel wie ein wehrhafter Schild. Den Südwesten sichert die Sense und wenig entfernt die Saane. Osten und Norden stehen gefährlich offen. Bedeutung besaß die Brücke über die Sense, die den Weg von Bern nach Freiburg hier einengte und gleichzeitig sicherte.

Und wenig flußabwärts führte eine Brücke über die Saane die Straße nach Murten weiter. Die Dörfer westwärts standen marktmäßig mit Laupen in Verbindung, sofern sie nicht vom größeren und reichen Murten absorbiert waren. Senseaufwärts aber trennte der große Forst von Laupen von größeren Siedlungen. Laupen, als Stadt, ist also durch die beiden Brücken bedingt. Älter als die Stadt war natürlich die befestigte Anlage auf dem Hügel, die wahrscheinlich schon in der hochburgundischen Epoche zeitweilig Residenz der hochburgundischen Könige, z. B. Rudolf III., war, wohl erbaut von Rudolf II. (dem Gemahl der Königin Berta), ein Bollwerk an der neuburgundischen Ostgrenze. Seit 1032 galt Laupen als unmittelbares Reichsgut. Sicher stellte auf dieser festen Burg Laupen König Rudolf III. († 1032) 1015 und 1029 Urkunden aus[2]). In der Zähringerzeit, schon vor 1152, handeln hier Herren von Laupen, seit 1175 werden sie sogar Grafen von Laupen genannt, was die wachsende Bedeutung dieses befestigten Platzes beweist[3]). Auch nach dem Aussterben der Zähringer behält der wichtige Platz seine Bedeutung und bleibt Zentrum einer ausgedehnten Herrschaft an der Sense, genau wie die benachbarten Grasburg (im Südosten) und Gümmenen (nördlich). Diese Herrschaft Laupen ist recht groß. Sie erstreckt sich zwischen Laupen und Bern, mit dem großen Forst. Dazu gehörten auch, links der Sense, die heute freiburgischen Gemeinden Bösingen, Wünnewil und Ueberstorf. Wenigstens in der Zeit des Königs Wilhelm (von Holland) wird es urkundlich als unmittelbares Reichsgut bezeichnet[4]), wohl ein Relikt des alten Königsgutes zwischen Aare und Genfer See[5]). In diesem Königsforst, auf dem Hochplateau zwischen dem Reichshof Bümpliz und der Reichsburg Laupen also, wurden hochpolitische Kämpfe ausgetragen[6]). Daß dabei die Brückenstadt Laupen eine zentrale Rolle spielte, ist angesichts der nahen deutsch-französischen Sprachgrenze und der um Vorherrschaft ringenden Dynasten rings um Bern, nicht zu verwundern. Bis 1218 gab es keinerlei Diskussion — Laupen in der festen Hand der Zähringer bis 1218, war eine der wichtigen Festungen innerhalb des Rektorats Burgund. Und die Zähringer hatten den Reichsbesitz sicher in der Hand. Innerhalb der zähringischen Hauspolitik spielte Laupen zwischen Bern und Freiburg einerseits und Bern und Murten anderseits eine gewichtige Rolle als Etappe, Stützpunkt oder vorgeschobenes Bollwerk.
Es bildete geradezu den Mittelpunkt dieses Städtedreiecks Bern—Murten—Freiburg im Uechtland. Das wurde anders nach dem Ende der Zähringer, da Laupen an die Kyburger fiel. Jetzt lag es nicht mehr so zentral. Aber für Kyburg schien die Festung nicht weniger wichtig. In der kyburgischen Zeit hören wir erstmals, gesichert durch Urkunden, von der Burg. Das war 1253 und nochmals 1255[7]). Altkyburg starb 1263/64 aus. Damit wurde Laupen hineingezerrt in die hochpolitische Auseinandersetzung zwischen Graf Rudolf von Habsburg und Graf Peter II. von Savoyen, genau zehn Jahre bevor Rudolf von Habsburg König wurde.

Er hatte den Streit um Laupen für sich entschieden[8]). Savoyische Erbansprüche des Grafen Peter auf kyburgische Randzonen wurden abgewiesen. Rudolf von Habsburg legt die Hand auf den gesamten kyburgischen Besitz. Die kyburgische Erbtochter, Anna, ist als Mündel in seiner Hand. Freiburg sogar muß Rudolf huldigen[9]). Die Habsburger besetzen Burgdorf, Grasburg, Laupen, sie rükken in die Waadt vor, und sie zetteln eine allgemeine Empörung, eine Erhebung der Städte *und* des Adels, gegen die Grafen von Savoyen an. Im Frieden von Murten am 8. September 1267 behauptet Rudolf von Habsburg seine Macht. In diesem Krieg war es Graf Peter kurze Zeit gelungen, 1267, die Festung des Reiches an der Saane und der Sense, unser Laupen, nach erfolgreicher Belagerung in seine Hand zu bringen[10]).

Doch als Graf Peter von Savoyen im Mai 1268 stirbt, da treffen wir auf Laupen bereits wieder einen habsburgischen Vasallen, Ulrich von Maggenberg[11]). Das war 1269. 1270 nennt er sich selbstbewußt Castellan von Laupen[12]). Ulrich von Maggenberg galt als eigentliche Stütze der Habsburger im Uechtland. 1267 war er mit der Vogtei des habsburgischen Besitzes am linken Senseufer belehnt, auch Gümmenen lag in seiner Hand, als Schultheiß von Freiburg und Reichsvogt im Uechtland trat er nun auch gegen Bern, die Rivalin von Freiburg, an[13]). Seit am 1. Oktober 1273 Rudolf von Habsburg in Frankfurt König wurde, galt Laupen wieder als Reichsgut[14]). Damit wurde Laupen in den Kern der großen Entscheidung gerückt. Zu Laupen schlossen Bern und Freiburg 1295 Frieden. Im Laupenkrieg fiel dann das Los für Bern, gegen Freiburg und damit auch gegen Habsburg.

Damals wird Laupen urkundlich stets castrum genannt, so 1253, 1264 und 1270[15]). Die Stadt am Burghügel erhielt als besondere königliche Gunst 1275 das Stadtrecht von Bern ausdrücklich verliehen. Damit waren die Einwohner der kleinen Stadt Laupen (cives oppidi) auch rechtlich Stadtburger geworden[16]). Das schien der äußere Abschluß einer Entwicklung, die Ansätze zu einer Stadt, wohl seit der zähringischen Zeit mehr oder weniger ausgeprägt schon aufgewiesen hatte. Denn schon in der Zeit von Hartmann von Kyburg, also zwischen 1229 und 1263, hatte Laupen mit Freiburg ein Bündnis abgeschlossen. Wir besitzen zwar dafür nur ein indirektes Zeugnis. 1294 erneuert die Burgerschaft von Laupen das seinerzeit unter Graf Hartmann dem Jüngeren von Kyburg schon geschlossene Bündnis mit Freiburg[17]). Daraus dürfen wir mindestens schließen, daß Laupen schon zur Zeit des Grafen Hartmann als selbständige Stadt handelte, sonst hätte es nicht ein Bündnis mit der mächtigen Stadt an der Saane eingehen können. In dieser Zeit von 1295 erschien König Adolf von Nassau, von Bern herkommend, in Laupen, er bestätigte die Laupener Handfeste. Sein Nachfolger, König Albrecht, setzte den in der Innerschweiz berüchtigten Grafen Otto von Straßberg als burgundischen Landvogt ein. Er überwarf sich aber mit den Burgern Laupens, die sich nun notgedrungen mit Bern, statt mit Freiburg, verbündeten. Der Vertrag lief von 1301 an auf 10 Jahre. Es verhält sich mit Laupen wie mit andern Städten: Das 1275 verliehene Stadtrecht ist lediglich der formalrechtliche Abschluß eines längst vollzogenen Ereignisses[18]).

Damit ist allerdings nichts zum Gründungsdatum gesagt. Aber es besteht kein Zweifel, daß Laupen Stadt wurde, gemeinsam mit den benachbarten Gümmenen, Grasburg und Oltigen, wohl nur kurze Zeit nach der abgeschlossenen Gründung von Bern und Freiburg[19]). Im Rahmen der zähringischen Festungspolitik auf Grenzreichsboden bildete Laupen ein Glied in der wichtigen Kette.

Seit 1294 heißt jetzt Laupen villa[20]), 1301 civitas und 1309 gar villa seu oppidum, seit 1310 castrum et oppidum, seit 1313 wieder nur villa und 1324 gar munitio und „stat“[21]).

„*Prospect der Festung und Statt Lauppen*". Eine aquarellierte Federzeichnung von Niklaus Sprünglin aus dem Jahre 1764, die sich im Kunstmuseum Bern befindet.

Nach außen wird die Institutionalisierung deutlich etwa im Ausdruck communitas burgensium et habitatorum im Jahre 1324. Seit 1301 sind die Räte faßbar (consules). Die Gesamtheit der Burgerschaft tritt uns gleichzeitig entgegen (consules et universitas de Louppen). 1309 heißen sie burgenses et communitas oppidi. Der Schultheiß ist wie anderswo[22]) erst etwas später deutlich faßbar, in Laupen tritt er 1309 als sculthetus neben die universitas ville[23]). Das Stadtsiegel aber — sigillum communitatis — hängt seit 1294 schon an den Urkunden Laupens[24]).

Aus der Zeit der Verleihung des Stadtrechtes wird auch das Marktrecht datieren, wie anderorts, obgleich es erst 1467 erstmals urkundlich faßbar wird, aber althergebracht, was wohl heißt, daß es so alt sei wie das Stadtrecht selber[25]).

Wie viele andere Städte der deutschen Schweiz besaß die Stadt lange keine eigene Kirche. Laupen unterstand kirchenrechtlich der Pfarrei Neuenegg, senseaufwärts. Die Stadt hatte sich mit einer kleinen Kapelle mit Taufstein zu begnügen, mindestens ist ein „curatus" dieser Kapelle schon 1307 urkundlich nachgewiesen[26]). Das Recht, Taufen in Laupen selbst zu spenden, fällt in die Zeit von 1356. Noch immer aber ist Laupen Tochter von Neuenegg. Es besaß auch keinen eigenen Friedhof. Wahrscheinlich mußten die Laupener an Sonn- und Festtagen die Messe in Neuenegg besuchen. Erst nach der Reformation erhielt Laupen das Recht für eine eigene Pfarrei[27]).

So wichtig Laupen im Rahmen zuerst der zähringischen Grenzpolitik schien, so sehr es später in der Mitte der Auseinandersetzung zwischen Bern und Freiburg stand, für die hohe Politik war es lediglich ein Stein im Brett. Es teilte das Los aller dieser kleinen Städte und Festungen auf Reichsboden, wurde verpfändet und versetzt, so zum Beispiel 1310 von König Heinrich VII. an

Grandson[28]). Noch knapp vor dem Laupenkrieg aber, 1324, erwarb Bern in einem schnellen Zugriff die Stadt Laupen, die Burg vor allem und die Herrschaft Laupen. Unser Laupen bildete so im Rahmen der einzigartigen bernischen Territorialpolitik Fundament und Eckstein zugleich[29]). Laupen war jetzt zwar bernisch, mit seiner stolzen Eigenständigkeit aber war es aus. Seit dieser Zeit hauste auf der Burg Laupen der bernische Landvogt, der die Bernerfahne hißte. Von diesem Moment an begann der Schlaf einer kleinen Stadt, die sich auch äußerlich jahrhundertelang nur unwesentlich veränderte.

Noch heute läßt sich im Antlitz der Stadt unschwer das Konzept seiner Gründer ablesen. Der Burghügel schiebt sich zwischen Vorburg und Sense. Die Vorburg ist eng und wirkt ungeregelt. Hier war auch gar kein Raum zu einer planmäßigen Stadtbildung. Es ist hier wohl einfach eine vorstädtische Siedlung ummauert worden. Das Gelände tat das übrige. Das Freiburger Tor führte zur Brücke über die Sense und diente als fester Brückenkopf. Das Bernertor geleitete in gewundenen Gängen durch die Stadt und entließ den Gast durchs Freiburger- oder Murtentor. Laupen ist ein Zwangswechsel. Der Verkehr muß durch die Stadt gehen, entlang der winkligen verbogenen Marktgasse. In Laupen gibt es keinerlei Stadterweiterung, ja, nicht einmal der vorhandene Raum ist mit Hofstätten ganz belegt worden[30]).

Es gab schon 1353 eine Mühle hier und bald auch eine Säge, die ja zum Königsforst gehörte und schließlich eine Schleiferei. Das ist das ganze nachweisbare mittelalterliche Gewerbe[31]).

Dienstleute sind als Burghut auf der Burg nachgewiesen. Es sind Stadtburger, die zu Laupen gehören[32]). Weder in Bern noch in Freiburg erscheinen Laupener als Kaufleute[33]). Sogar die Landwirtschaft mußte sich über den engen Raum beklagen, dazu brachte die Sense oft Hochwasser und Holz. So blieb also Laupen auf den Durchgangsverkehr angewiesen. Die Brücken erzwangen wenigstens dies. Durch einen Zufall eigentlich vernehmen wir erst spät davon. Kaiser Karl IV. verlangte 1365, auf der Durchfahrt, die Wiederherstellung der beschädigten Brücken[34]). Früher gab es hier wohl nur Furten oder Fähren. Diese sind aber urkundlich nicht belegbar. Wichtig war für Laupen vor allem die Sensebrücke auf dem Weg von Bern nach Freiburg. Die Saanebrücke am Weg nach Murten folgte auf dem Fuß. Aber der Weg von Bern nach Murten über Gümmenen lief Laupen schon früh den Rang ab. Es wurde stiller in Laupen und nordseits umfahren. Das zeigte sich noch schlimmer, als die Freiburger die Brücke bei Neuenegg bauten und die Straße durchs Mühletal führten. Für Laupen bedeutete das das Ende. Mit dem Transit war es aus. Laupen wurde so zum abseitigen Städtchen ohne Bedeutung und es teilte das Schicksal anderer Kleinstädte, denken wir an Wiedlisbach[35]).

Laupen blieb so die bescheidene Kleinstadt. 1499 besaß es 32 Feuerstellen bei einer Herdzählung, das dürfte an Bevölkerung, nach den üblichen Ansätzen, kaum 200 Einwohner ausgemacht haben[36]). Laupen stagnierte also, seit durch die Brücke von Neuenegg der Weg von Bern nach Freiburg erheblich verkürzt worden war, auf Kosten der kleinen Stadt an der Sense[37]). Die wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich radikal geändert. In der römischen Zeit führte die Straße von Aventicum über Laupen nach der bedeutenden Engehalbinsel bei Bern.

Später diente die einst wichtige Römerstraße, jetzt nurmehr ein Saumweg, als Salzstraße von Burgund her.

Im Mittelalter stand Laupen, als Etappe, an der Straße von Bern nach Freiburg und Murten. Die Verkürzung der Straße hatte

Blick über das Sensetal zum Schloßfelsen, hinter dem sich das Städtchen Laupen verbirgt.
phot. B. Rast, Freiburg i. Ue.

die kleine Stadt in den Hintergrund gerückt.

Kaiser und Könige waren zu Laupen Gast, nach der Legende zuerst faßbar die gute Königin Berta, dann König Rudolf III. von Burgund, Rudolf von Habsburg, König Adolf von Nassau, Heinrich VII., Kaiser Karl IV. und 1414 König Sigismund.

Heute steht Laupen, erneut im Bannkreis des modernen Bern, in einem steilen Aufstieg begriffen. Die ca. 200 Einwohner des Mittelalters würden sich sehr wundern, heute hier im Umkreis um den alten Stadtkern eine Einwohnerschaft vorzufinden von mehr als 2050 Menschen. Nur eine Stadt fühlt so stark den Pulsschlag der Zeit.

Anmerkungen

[1]) Emil Blösch, Geschichte von Laupen, Bern 1875. Heinrich Türler, Das Schloß Laupen, Berner Taschenbuch 1925. Hugo Balmer, Führer durch Laupen, Bern 1923. Emil Peter Hürlimann, Burg und Festung Laupen. Laupen 1939, mit guten Plänen und aufschlußreichen Abbildungen. Die Zähringerstädte, Dokumente zum Städtebau

des Hochmittelalters, Thun 1964. Die moderne Literatur ist hier vorausgesetzt. Franz Moser — Der Laupenkrieg 1339, Bern 1939.

[2]) Balmer 20 und Art. Laupen in HBLS, 4, 617, von Hugo Balmer.

[3]) Fontes rerum Bernensium 1, 454 f. und FRB 2, 364. Die Grafen von Laupen standen in der zähringischen Rektoratszeit der Grafschaft von Bargen, später Aarburgund vor, und sind bis 1253 erwähnt. Balmer HBLS 4, 616.

[4]) FRB 2, 403, Nr. 382 vom 3. Nov. 1255. „Lopen ... a nobis et imperio nullatenus alienabimus."

[5]) Bernhard Schmid, Altes Königsgut zwischen Genfersee und Aare. Festschrift für Richard Feller, in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 39 (1948), 331 ff.

[6]) Bernhard Schmid, Forst und Forestis als Reichsgebiet. Festgabe Hermann Rennefahrt, in: Archiv 44 (1958), 589 ff. Albert Büchi, Die historische Sprachgrenze im Kt. Freiburg. Freib. Geschichtsblätter FG 3 (1896). Guntram Saladin, Zur Siedlungsgeschichte des freiburgischen Sensebezirkes, FG (1927). Bruno Roth, Die romanisch-deutsche Sprachgrenze im Murtenbiet während des 14. Jahrhunderts, FG 53 (1965). Ernst Flückiger, Die Sprachgrenze im Murtenbiet, FG 45 (1953).

[7]) FRB 2, 364 und 392, Hans Strahm, Der älteste schweizerische Bundesbrief. Zum 700. Jahrestag des Bundes zwischen Freiburg und Bern vom 20. November 1243, Berner Zeitschrift f. Geschichte, 1944, 35 ff. Bruno Meyer, Studien zum habsburgischen Hausrecht; IV. Das Ende des Hauses Kyburg, ZSG 27 (1947) 273 ff. und die dort zitierte einschlägige Literatur zum Thema, und FRB 2, 590 Nr. 556.

[8]) FRB 2, 589 Nr. 556 vom 16. Januar 1264.

[9]) Fribourg — Freiburg 1157—1481, Gedenkband zur 800-Jahrfeier, Freiburg 1957, Kapitel: La politique extérieure de Fribourg depuis ses origines ... par Gaston Castella, 151.

[10]) Revue historique vaudoise 1907, 356—361.

[11]) FRB 2, 722, Nr. 666 vom 10. Juli 1269 und Albert Büchi, Die Ritter von Maggenberg, in: FG 15 (1908) 70 ff. Ferdinand Rüegg, Conrad von Maggenberg, Miteigentümer der Herrschaft Pont-en-Ogoz als Lehensträger des Grafen Hartmanns von Kyburg zum Schutze des hl. Bonifaz, Bischof von Lausanne, FG 48 (1958) 161, 173.

[12]) FRB 2, 742, Nr. 688.

[13]) Büchi, Maggenberg 90.

[14]) Richard Feller, Geschichte Berns, Bern 1946, 3. Aufl. 1, 57.

[15]) FRB 2, 364, Nr. 339, 589, Nr. 556, 764, Nr. 707.

[16]) FRB 3, 122, Nr. 126 vom 11. Juli 1275, ausgestellt in Baden „cives oppidi nostri Loupen".

[17]) FRB 3, 589, Nr. 596, Juni 1294.

[18]) G. Boesch, Sempach im Mittelalter. Eine rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung zur Stadtgründung und Stadtverfassung, Zürich 1948, 95.

[19]) Fribourg — Freiburg 43 ff. Gustav Schnürer, Die Gründung Freiburgs im Uechtland und die Kaiserin Beatrix, FG 29 (1927) und Feller, Bern 1, 22 und, diese Arbeit korrigierend, Hans Strahm, Der zähringische Gründungsplan der Stadt Bern, in: Festgabe Richard Feller, Hans Strahm, Verfassungstopographie der mittelalterlichen Stadt mit besonderer Berücksichtigung des Gründungsplanes der Stadt Bern, ZSG 1950, 372 ss. Heinrich Büttner, Friedrich Barbarossa und Burgund. Studien zur Politik der Staufer während des 12. Jahrhunderts. Verträge und Forschungen, Bd. 12, Konstanz 1969, 80—119.

[20]) FRB 3, 589, Nr. 596.

[21]) FRB 4, 62, 53 / 4, 355, 323 / 4, 431, 402 / 4, 540, 515 / 5, 422, 379 / 4, 423, 380.

[22]) FRB 3, 596, 589 / 4, 62, 53 / 4, 355, 323.

[23]) FRB 4, 540, Nr. 515.

[24]) FRB 3, 589, Nr. 596.

[25]) Welti, Stadtrecht BE, 1, 197.

[26]) FRB 8, 149, Nr. 402.

[27]) Guggisberg Kurt.

[28]) FRB 4, 431, Nr. 402.

[29]) Feller, 1, 117, Moser, Laupenkrieg 84, Freiburg u. die österr. Diplomatie 44.

[30]) Ähnlich wie andern Kleinstädten, vgl. Boesch — Sempach 103.

[31]) FRB 8, 9, Nr. 24.

[32]) In den Urkunden sind etwa namentlich erwähnt die Vehringen 1312, Menntzenwile 1337, Helfenstein 1342, vgl. FRB 4, 407, 6, 363, 6, 662.

[33]) Hektor Ammann, Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag. Die Freiburger Notariatsregister, 3 Bde., Aarau 1942 ff. Hektor Ammann, Freiburg und Bern und die Genfer Messen, Langensalza 1921. Hektor Ammann, Freiburg als Wirtschaftsplatz im Mittelalter, Fribourg — Freiburg, 184 ff.

[34]) FRB 8, 629, Nr. 1565.

[35]) Hektor Ammann, Die schweiz. Kleinstadt in der ma. Wirtschaft, in: Festschrift Walter Merz, Aarau 1928, 158—215 vgl. Beiträge z. Wirtschafts- und Stadtgeschichte, Festschrift Hektor Ammann, Wiesbaden 1965, 393.

[36]) StA Bern III/2, 77.

[37]) Balmer 38 meint, daß Laupen im Mittelalter etwa 500 Einwohner aufgewiesen habe. Diese Zahl kann aber unmöglich zutreffen.

Gümmenen

Gottfried Boesch

Am rechten Ufer der Saane, da, wo ein enges Seitentälchen ausmündet, da liegt das alte Gümmenen (Gummen = tiefe Schlucht). Fluß und Felsen bieten guten Schutz. Die wichtige Verbindung von Bern nach Murten und weiter westwärts war auf diesen Flußübergang angewiesen. Hier gelang es unschwer, die Höhendifferenz hinunter zum Saaneufer zu überwinden. Das war die Bedeutung des Platzes, nicht der Markt. Denn der Markt dieser kleinen Stadt erschien durch den großen Berns, aber auch von Laupen, Murten, ja sogar von Aarberg erdrückt[1]).

Gümmenen (Guminon) ist urkundlich erstmals 1251/1252 greifbar[2]). Von größerer Bedeutung wird es erst in den Savoyerfehden, da Graf Peter von Savoyen, im Kampf um das deutsch-romanische Grenzgebiet, vom schwachen König Richard sich den wichtigen Raum zwischen Murten und Bern rechtens überschreiben ließ, um seinen ungestümen Expansionsdrang zu stillen[3]). Für Graf Peter war Gümmenen von höchster Bedeutung. Schon besaß er seit 1255 Murten, in Bern agitierte die savoyische Partei äußerst geschickt. Mit Gümmenen hatte der Graf auf dem Weg von Murten nach Bern einen entscheidenden Stützpunkt gewonnen. Ludwig Wurstemberger vertritt in seinem monumentalen vierbändigen Werk über Graf Peter von Savoyen die Ansicht, daß Gümmenen erst in der savoyischen Zeit wirklich Stadt geworden sei, mit Mauern und Türmen, Gräben, wohl auch mit ungeschriebenem Stadtrecht[4]). Graf Peter von Savoyen ist tatsächlich ein überlegener Städtebauer. Es wiegt aber noch mehr, daß die frühe bernische Chronistik, mit Justinger etwa, immer neu betonte, Gümmenen sei unter Savoyer-Herrschaft erst zur Stadt erhoben worden[5]). Natürlich kann das auch tendenziös sein, um den Primat Berns besser hervorzuheben. Aber im Falle Gümmenens war das sinnlos. Freiburg oder Murten gegenüber läge der Fall anders.

Aber, was als Platz sich zu einer Stadtgründung als günstig erwies für den savoyischen Grafen, das war es für die Zähringer schon in viel bedeutenderem Maße. Bern war zähringisch, Murten auch, Gümmenen mußte Bindeglied werden. Die Zähringer wußten sicher diesen hervorragenden Saaneübergang zu schätzen, genau so wie den Übergang über die Sense bei Laupen. Auch wenn kein urkundlicher Beleg für eine zähringische Stadtgründung für Gümmenen vorgelegt werden kann — es ist vollkommen ausgeschlossen, daß die Zähringer diesen Platz nicht erkannt hätten. Er gehörte einfach zum zähringischen Befestigungssystem nach dem Westen zu. Dazu kommt aber noch ein weiteres wesentliches Argument. Gümmenen lag auf Reichsboden. Es wird später immer wieder als Reichsfestung bezeichnet[6]). Wie hätte sonst der ferne König Richard von Cornwall seinem, ihm nahen Verwandten, Graf Peter, diesen Platz nebst Laupen und Grasburg abtreten können?

Es bleibt nur der Schluß: Die Zähringer müssen den wichtigen Übergang in ihren Grenzkämpfen ausgebaut und durch Ummauerung des alten vorstädtischen Ortes zur Talsperre erhoben haben. Das wird um etwa 1200 gewesen sein und gehört als Bestandteil zu den damaligen entscheidenden Kämpfen[7]).

Mit der Schenkung von König Richard an Graf Peter 1259 usurpierte der Savoyer das Recht, dieses Reichsgut den bisherigen Besitzern wegzunehmen, genau so wie er 1263 Laupen und Murten wegnahm. Wahrlich eine sehr schmale Rechtsgrundlage[8]).

Seit 1259 wird die städtische Situation deutlich faßbar. Graf Peter gelang es 1266, erst nach einem zweimaligen Feldzug, Gümmenen zu erobern. Es lag damals noch im

Besitz des Grafen Rudolf von Habsburg, der bekanntlich die Kyburger Erbschaft an sich gerissen hatte[9]). Genau gleich ging es bei Laupen und Grasburg.

In der Hand des Habsburgers konnte also die Besatzung Gümmenens 1266 gegen den Savoyer erfolgreich Widerstand leisten. Politisch ist für uns weiterhin wichtig zu wissen, daß Gümmenen aus der kyburgischen Erbmasse an Habsburg fiel. Wenn aber Gümmenen 1264 kyburgisch war, muß es offenbar 1218 von den Zähringern an die Kyburger gelangt sein, ebenfalls als Parallele zu Laupen und Grasburg, wo die Quellenlage uns bessere Informationen zuspielt.

Ein Letztes — die zähringischen Ministerialen d'Oleyres, wesentlich beteiligt bei der Gründung des zähringischen Murten, hatten in Gümmenen Rechte über die Schifflände, die Lenda und auch die Fähre in ihrer Faust. Wir wissen davon durch den Verkauf der Murtener-Ministerialen an Savoyen im Jahre 1273[10]).

Seit 1266 blieb für lange Zeit Gümmenen unter savoyischer Besatzung. Peter von Sottens amtet hier sofort als savoyischer Kastlan. Die Lebensmittelversorgung erfolgt von Westen her (Yverdon). Es mag sein und ist auch wahrscheinlich, daß Peter von Sottens einer jener berühmten Festungstechniker des Savoyers war, den sein eigenes Befestigungssystem weithin berühmt machte. Auf jeden Fall werden die Gümmener Befestigungen 1271 einer Inspektion unterzogen. Der savoyische Kastlan aus dem freiburgischen Rue übernimmt diese Inspektion. Bis 1282 sind savoyische Kastellane erwähnt, als Castrum ist der Platz erst seit 1282 ausdrücklich genannt, ein weiterer Beleg dafür, wie spät oft historische Zeugnisse für ein längst erfolgtes Ereignis greifbar werden[11]).

Dieser Ausbau der Festung Gümmenen in der Zeit von 1266 und 1282 unter Graf Peter und Philipp von Savoyen ist kein Zufall. 1273 war Rudolf von Habsburg König geworden. Jetzt besaß er alle Machtmittel, um den gefährlichen Einfluß von Westen her zu paralysieren. Es liefen sofort Verhandlungen an, die die Rückgabe der Reichsfesten Murten und Gümmenen, aber auch von Payerne erzwingen sollten[12]). Der habsburgisch-savoyische Handel drängte dem Siedepunkt zu. Die Verhandlungen scheiterten. So blieb König Rudolf von Habsburg nur der Krieg. Über diesen Feldzug nach Payerne, 1283, mit der Gümmenenfehde, sind wir über die bernischen Chronisten gut unterrichtet[13]). Die Stationen dieser Expedition: Moudon, Murten und Gümmenen werden alle als oppida (Gumina opidum) bezeichnet, also befestigte Städte. König Rudolf nennt die Einwohner in einer Urkunde cives, also Stadtburger. Das galt insbesondere auch für Gümmenen[14]). Die von den Savoyern mit größtem Können ausgebauten Festungen fielen, auch Gümmenen, im Frieden von Peterlingen 1283 zwischen König Rudolf und Peters Nachfolger, Graf Philipp von Savoyen, wieder zurück ans Reich[15]). Nach dem Feldzug, 1288, überträgt der König Burghut und Reichsvogtei im wichtigen Gümmenen seinem Getreuen, dem Freiburger Schultheißen Ulrich von Maggenberg. Wir haben ihn in gleicher Stellung schon in Laupen beobachtet. Er amtet auch hier als Reichskastellan. Die Urkunde erwähnt für Gümmenen damals Hofstättenzinse, Zeugnisse also einer wohl organisierten Stadt und auch ein Steinhaus innerhalb des Castrum[16]). Aber wir wissen nichts von einem Stadtrecht, nichts von einem Schultheißen, nichts vom Markt. Der Charakter von Gümmenen ist kriegerisch und nicht burgerlich.

Auch eine Kirche besaß es nicht, es war Mühleberg eingepfarrt. Aber Stadt war es trotzdem.

Doch in der Zeit nach der Ermordung König Albrechts, 1308, nach dem verlorenen Morgartenkrieg von 1315, hatte Gümmenen in der Hand Habsburgs an Bedeutung eingebüßt. So verkauften denn die beauftragten Herren von Maggenberg, Reichskastellane in Gümmenen, Castrum und Stadt am Saane-

übergang 1319 an die Freiburger Kaufleute von Praroman, und diese an Freiburg samt Fähre und Schifflände[17]). 1325 erwarben die Herren von Wippingen den Platz und traten ihn sofort an Savoyen ab[18]). Auf jeden Fall wurde jetzt Gümmenen als antibernische Festung eingesetzt, Zankapfel zwischen Bern und Freiburg. Justinger erzählt uns ausführlich, wie im folgenden Gümmenenkrieg (1331 bis 1333) der Kastellan von Gümmenen die bernfreundlichen Bauern im Forst belästigte und plünderte[19]). Der Krieg war unumgänglich. Die Stellungen bezogen.

Auf der Seite der Waadt standen Freiburg, die Bischöfe von Lausanne und Sitten, die Grafen von Greyerz, von Valangin und Graf Eberhard von Kyburg und der freiburgische Adel. Auf der Seite Berns aber: die Städte Basel, Solothurn und Biel, der Bischof von Basel, Grafen und Ritter aus dem von Bern beherrschten Vorraum[20]). Bern zerstörte unverzüglich die kyburgischen Stützpunkte, sechs wichtige Burgen, von Herzogenbuchsee, über Landshut, schließlich auch Gümmenen, den Stützpunkt, von dem aus Freiburg seine gefährlichen Vorstöße ins Bernische unternommen hatte. Der Krieg endete sieglos, mit Leid und Zerstörung. Das Gümmenenlied weiß davon zu berichten[21]). Aber eines wurde erreicht. Savoyen hatte auf Gümmenen zu verzichten. Es blieb in der Hand Freiburgs bis zum Jahre 1448. Damit hatte Gümmenen als Zünglein an der Waage ausgespielt. Seine große Zeit im Grenzraum war zu Ende. Es begann die Idylle einer belanglosen Landstadt, bis zum Anbruch der neuen Zeit, da „Neugümmenen" aufsteigen wird.

Die Zerstörung von Stadt und Burg Gümmenen war endgültig, nach 1331, da „burg und stat gesleiffet und getorsten"[22]). Was Freiburg 1448/1467 an Bern noch abtrat, waren die Ruinen von 1331 des Castrum und der öde Stadtplatz[23]). Bern tröstete Gümmenen über den Verlust der eigenen Stadtherrlichkeit hinweg, indem es Gümmenen einen eigenen Vogt zubilligte[24]). 1467 zog es auch den zurück und teilte Gümmenen der Verwaltung des Landgerichtes Sternenberg zu[25]). Nicht einmal eine eigene Gemeinde blieb es damals. Aus der Stadt war ein bäuerlicher Weiler geworden. Aufstieg gab es keinen mehr. Nur schwer können wir an Ort und Stelle ein Bild gewinnen. Klar dominiert die Burg, südlich des ehemaligen Städtchens. Sie schützte sich durch Felsen auf drei Seiten, wie die Grasburg.

Die vierte Seite sicherte ein doppelter Graben. Die Reichsfeste deckte die Stadt, verstärkt durch ein nördliches Vorwerk auf dem anderen Hügel. Zwischen zwei Festungen lag das Städtchen, tief in der Schlucht, auf knappstem Raum zusammengedrängt. Da bedurfte es kaum mehr umfangreicher Stadtmauern und Vorwerke. Gümmenen war mehr Vorburg als Stadt wohl.

Markt hatte kaum Platz. Der Transitverkehr war wesentlicher. Nach Türler löste die Fähre von Gümmenen früh schon jene von Marfeldingen über die Aare ab[26]). Damit war der Nachschub von Korn und Salz aus Burgund für Bern wesentlich verkürzt worden. Fähre und Schifflände an der Saane hatten längst vor 1273, da sie zufällig und erstmals erwähnt werden, ihre hohe Bedeutung. 1454 löste die Brücke die alte Fähre ab[27]). Dieser Übergang war wirtschaftlich von entscheidender Bedeutung. Schifflände und Fähre gehen 1288 (navigium seu passagium) von König Rudolf an die Herren von Maggenberg[28]), ob beide 1319 an Freiburg gelangen[29]) oder erst 1334 über einen Freiburger Burger[30]) bleibt offen. Beide sind die Lebensadern der Stadt und brachten Handel und Wandel nach Gümmenen, auch wenn wir von einem städtischen Gewerbe nichts wissen. Die etwa 200 Einwohner — Größe des Städtchens Laupen also — lebten vom Transitverkehr und von der bäuerlichen Wirtschaft am Forst.

Anmerkungen zu Gümmenen

[1]) E. Lüthi, Die alte Reichsstadt Gümmenen und ihre Umgebung. Bern 1913. Dabei eine gute

Situationsskizze. Peter Boschung, die Entstehung des Zollamtsbezirkes Sensebrück, Freib. Geschichtsblätter 48 (1958).

[2]) FRB 2, 321, „apud Guminon".

[3]) FRB 3, 474.

[4]) Ludwig Wurstemberger, Peter der Zweite, Graf von Savoyen, Markgraf in Italien, sein Haus und seine Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, diplomatisch bearbeitet mit einem Urkundenbuche. 4 Bände, Bern/Zürich 1856/58. Band 1, 433 ff.

[5]) Justinger 55, 18, 20.

[6]) FRB 2, Nr. 382 vom 3. Nov. 1255 und FRB 3, 471 „apud Contaminum".

[7]) Heinrich Türler meint sogar, die Burg sei als Nachfolgerin einer alemannischen Erdburg zu werten. HBLS 3, 790.

[8]) FRB und UBZ 3, 1235.

[9]) Victor van Berchem, Les dernières campagnes de Pierre II, comte de Savoie, en Valais et en Suisse. Revue d'histoire vaudoise 15 (1907), 326 ff. B. Roth, Die romanisch-deutsche Sprachgrenze im Murtenbiet. Freib. Geschichtsblätter 53 (1965). Ernst Flückiger, Die Sprachgrenze im Murtenbiet, FG 45 (1953).

[10]) StA Lausanne, Turiner Kopien, Ab 8, 174.

[11]) FRB 2, 705 und 3, 341 und Chiaudano 1, 108 und 1, 224; 2, 226, 28, 32, 33.

[12]) FRB 3, 344, 345.

[13]) Justinger 28.

[14]) FRB 3, 373, 377 und Feller Gesch. Berns 1, 117 ff.

[15]) FRB 3, 471 und Albert Büchi, die Herren von Maggenberg. Freib. Geschichtsbl. 15 (1908) 81 ff.

[16]) FRB 3, 471 „domum nostram lapideam".

[17]) Büchi Maggenberg 103 ff., 109 ff.

[18]) FRB 5, 72 und 414 „Castrum cum villa inferiori dicti castri".

[19]) Justinger 63 ff.

[20]) Heinrich Türler nach HBLS 3, 790.

[21]) Bei Justinger, Bernerchronik und in Liliencrons Sammlung historischer Volkslieder, und hier nach Büchi-Maggenberg 104 ff.

[22]) Justinger 63 ff. Moser, Laupenkrieg. Der Gümmenenkrieg 29.

[23]) FRB 6, 155.

[24]) Nach Heinrich Türler HBLS 3, 790.

[25]) Welti, Berner Stadtrechnungen 2, 260 ff.

[26]) HBLS 3, 790 nach Türler.

[27]) FRB 3, 471.

[28]) FRB 5, 72, 3, 471 und Büchi Maggenberg 93 ff.

[29]) FRB 6, 155.

[30]) StA Lausanne, Turiner Kopien Ab 8, 174.

Oltigen

Gottfried Boesch

Zählt Oltigen zu den Zähringerstädten? Nirgends wird es so bezeichnet, obgleich schon vor Jahrzehnten Heinrich Türler[1]) sich positiv geäußert hatte. Oltigen liegt an der Aare, unterhalb Bern, knapp nach der Einmündung der Saane. Auch hier stand die Burg zuerst. Sitz der bedeutenden Grafen von Oltigen, von denen Burkard Bischof von Lausanne war, später der Freiherren von Oltigen, und schließlich der Zähringer Ministerialen. Zu Füßen der Burg schien der Raum zu einer Stadtgründung sehr eingeschränkt. Über die bedeutsame Burg ist hier nicht zu handeln. Nur die zähringischen Bezüge seien knapp erwähnt. Die Grafen besaßen die Vogtei über Kleinburgund, ihre Burg fiel über Burgund an das Haus Zähringen. Das war 1127. Damit wechselte auf der Burg sicher die Besatzung[2]). Doch 1218 fiel die Herrschaft an die kyburgischen Erben. 1225 sind Spuren einer städtischen Anlage zu fassen[3]). Damals ist auch erstmals eine Brücke über die Aare erwähnt. Das setzt einen starken Verkehr voraus, dem eine Fähre nicht mehr genügte[4]). Eindeutig städtischen Charakter weist 1249 „Bucco sculthetus in Oltigen" auf und ebenfalls 1287 ein burgensis von Oltigen[5]). In einer Urfehde-Urkunde von 1317 ist das Städtchen Oltigen nochmals zu fassen. Dem Verbannten Ulrich Heltau wird erlaubt, in Oltigen und in Aarberg zu wohnen[6]). In dieser Urfehde des ins Bistum Lausanne verbannten Mannes wird betont, er dürfe in das Tal von Oltigen fahren. Hier aber bedeutet „Tal", wie in mittelrheinischen Stadturkunden = Vorburg, Zwergstadt.

Noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts heißt Oltigen Stadt, oppidum also, genau wie Aarberg[7]). 1401 und 1412 nennen Urkunden Oltigen „Fortalitium", das heißt im französischen Sprachgebiet aber eindeutig Vorburg oder kleine Burgstadt[8]). Es ist also durchaus erlaubt zu sagen, daß Oltigen im 14. und im 15. Jahrhundert wirklich ein bescheidenes Städtchen war. Die Brücke über die Aare ist hier schon 1225 nachweisbar[9]). Es wird also die Stadt dazu gehören. Damit sind wir aber in der zeitlichen Grenzzone von 1218, da die Zähringer ausstarben. Niemand hätte nach ihnen weder Interesse noch Kraft ausweisen können, hier vor der Burg, bei der Brücke, eine „Stadt" zu errichten. Oltigen hatte nur in diesem zähringischen System einen Sinn. Als die Altkyburger ausstarben, 1263, da war es um Oltigen geschehen[10]). Die Neukyburger wußten damit nicht sehr viel anzufangen. Bis es 1363 an Österreich verpfändet wurde, blieb es bescheidener Sitz einer Herrschaft[11]). Daß Oltigen schließlich nach 1363 an die Neuenburger fiel, ist dem Erbgang zuzuschreiben, der Übergang hingegen an die Grafen von Savoyen, nach 1402, ist ungeklärt[12]). Bauern der Umgebung zerstörten 1410 Burg und Stadt und Bern behändigte die Ruine 1410[13]). Bald wurde der wichtige Platz Laupen untergeordnet. Ähnlich wie bei Gümmenen blieb ein bäuerlicher Weiler bestehen.

Die Stadt oder Vorburg zu Oltigen stand wohl immer im Banne der Burg, ähnlich wie bei Grasburg, und ist ohne diese nicht denkbar. In der Stadt wohnten wohl auch Leute der Burgbesatzung. Die Ministerialen gehörten zu Burg und Stadt[14]). Die Ritter von Oltigen zählten dazu im 13. Jahrhundert[15]), später waren die Thüding von Düdingen Kastellane, noch später, 1405, besaß Rudolf von Schüpfen das Burglehen[16]). Bürgernamen sind nicht überliefert, an Berufen 1353 lediglich ein Pfister[17]). Kirchgenössig gehörte das Städtchen zu Radelfingen[18]). Es ist nicht einmal sicher auszumachen, wo die „Stadt" eigentlich lag. Wohl ganz bei der Burg selbst,

auf einer schmalen Terrasse, zwischen dem Castrum und dem Steilabsturz der Felsen, also gut geschützt, aber nicht ausbaufähig. Von einem Markt ist nichts bekannt, Handel wird kaum betrieben worden sein. Doch die Brücke war da, von entscheidendem Rang, 1225 erstmals, 1325 nach einem Jahrhundert erneut genannt[19]) und nochmals in der kyburgischen Zeit, um 1379, erhält die kyburgische Herrschaft die Erlaubnis, eine neue Brücke zu errichten. Hatte die frühere der Guglerkrieg (1375) zerstört, der ganz in der Nähe, in Ins, tobte?[20]) War diese Brücke jetzt noch sinnvoll? Bern hatte längst den Verkehr nach Westen, sei es über Gümmenen, sei es über Laupen geleitet. Noch später führte der Weg nach Freiburg über Neuenegg. Das bedeutet für die Stadt Oltigen eben jenes Ende von 1410, den ruhmlosen Untergang eines stolzen Namens, zuerst gräflich, dann freiherrlich, schließlich noch im Range von Dienstleuten, ein steiler Abstieg vom zähringischen Bollwerk zum belanglosen bäuerlichen Weiler.

Anmerkungen zu Oltigen

[1]) Heinrich Türler in HBLS 5, 346 und E. Bähler, Versuch einer Geschichte der Herrschaft Oltigen. Berner Taschenbuch 1883. Paul Kläui, Zähringische Politik zwischen Alpen und Jura, Alem. Jahrbuch 1959. Heinrich Büttner, Friedrich Barbarossa und Burgund. Studien zur Politik der Staufer während des 12. Jahrhunderts. Vorträge und Forschungen Bd. 12, Konstanz 1969, S. 79 ff.

[2]) FRB 1, 360, dazu Liber donationum Altaeripae, Arch. Frib. 6, Nr. 264.

[3]) FRB 2, Nr. 59, S. 71, „inter duas aquas ante pontem de Oltudenges".

[4]) Bei jeder Stadt an einem Fluß eine bedeutende Wende.

[5]) FRB 2, 280, also städtischer Beamter. Er wird schon genannt das Jahr zuvor, heißt hier aber nicht Schultheiß. FRB 2, 276. Der „burgensis de Oltudenges". FRB 3, 448.

[6]) FRB 4, 739.

[7]) „Ich mag aber wol varen uber die Are in dz tal von Oltigen und in das stettli ze Arberg und an enhein stat vürbaz." FRB 4, 739, S. 756.

[8]) StA Freiburg Notare 3433/82 und Hektor Ammann, Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag a.a.O. „Opidum seu fortalicium et castrum de Oltingen in gallico nuncupatum Ostrenges, Constantiensis diocesis, situm supra aquam vocatum ly Are prope opidum seu castrum de Arberg" vom Jahre 1401. Bähler 150 und 160 verweist auf diese Deutung. Er nennt Berner Urkunden, die den Ausdruck fortalitium im Zusammenhang mit castrum betonen.

[9]) FRB 2, 59, S. 71.

[10]) Bruno Meyer, Studien zum habsburgischen Hausrecht. IV Das Ende des Hauses Kiburg. ZSG 27 (1947), Heft 3, 273 ff.

[11]) FRB 8, 1321.

[12]) Notariatsregister Freiburg 3433/82.

[13]) Heinrich Türler HBLS 5, 346.

[14]) FRB 2, 5, S. 11 und 212, S. 221.

[15]) Bähler 188.

[16]) Bähler 188, vgl. zu Schüpfer die Arbeit von Kläui.

[17]) FRB 7, 675.

[18]) FRB 2, 41, S. 45 zu Radelfingen vgl. Kläui.

[19]) FRB 5, 408, S. 450 und 5, 337, S. 382.

[20]) Feller Bern 1, 177 ff.

Offenburg 1643. Kupferstich von Merian, Aufn. Photo-Stober, Offenburg

Offenburg

Von Otto Kähni, Offenburg

„Metropole der Ortenau" und „Tor zum Herzen des Schwarzwaldes". So wird Offenburg auf Prospekten und Poststempeln immer wieder genannt. Beide Aussagen entsprechen den Tatsachen. Mitten im langgestreckten Badnerland, zwischen dem Schwarzwald und der Oberrheinischen Tiefebene, liegt die Große Kreisstadt in der obst- und weingesegneten Ortenau, einer Kleinlandschaft am Ausgang des verkehrswichtigen Kinzigtales, die nach Norden, Westen und Süden weit in die Rheinebene hinausgreift. Schon in der Römerzeit ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt, wurde die Stadt Eisenbahnknotenpunkt, Verkehrs- und Umschlageplatz, Markt- und Kongreßstadt. An der Bahnlinie Karlsruhe—Freiburg—Basel gelegen, ist sie Ausgangspunkt der Schwarzwaldbahn geworden, die über Triberg und Villingen zum Bodensee führt und die zu den schönsten Gebirgsbahnen Deutschlands zählt.

Die Lage in der Landschaft

Wer Offenburgs geographische Lage klar erkennen und das Bild der Ortenauer Landschaft auf sich wirken lassen will, wandere durch eines der Winzerdörfer über die Weinberge hinauf zum Rand der Schwarzwaldvorberge. Er blickt auf das dichtbesiedelte Ortenauer Weinland. Behaglich hingebreitet liegt die Stadt in der früchteschweren Landschaft. Stünden noch die Wehrtürme über der Stadtmauer, würde man den Umfang des ehemaligen Reichsstädtchens leicht erkennen. Wie klein ist es im Verhältnis zur heutigen Stadt, die sich mit ihren neuen Industrie- und Wohnvierteln nach allen Richtungen bis zu den Banngrenzen ausdehnt. Der Blick schweift über die weite Ebene mit ihren Ackerfluren, Wiesen, Wäldern und volkreichen Dörfern. Da und dort blitzt der Spiegel der Kinzig auf. Jenseits des Rheinstroms stehen die Vogesen in zarten Linien gegen den Himmel. Bei klarer Sicht wird das Auge auch die Silhouette des Straßburger Münsterturms sehen. Schon vor drei Jahrhunderten ließ sich Grimmelshausen von diesem Bild begeistern. In seinem „Simplizissimus" schildert er diese Oberrheinlandschaft, in welcher „die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münster Thurn gleichsam wie das Hertz, mitten mit einem Leib beschlossen, hervorpranget". Die Nähe Straßburgs hat neben anderen Ursachen Offenburgs Entwicklung trotz der günstigen Verkehrslage

gehemmt. Zählte unsere Stadt vor 150 Jahren doch kaum 2500 Seelen.

Das Gesicht der Stadt

Heute aber ist Offenburg ein bedeutendes Verkehrs- und Wirtschaftszentrum. Dem Fremden bietet es ein doppeltes Gesicht: das altvertraute Bild des ehemaligen Reichsstädtchens und das neue Bild einer energisch aufstrebenden Stadt mit einer mitreißenden Betriebsamkeit. Hinter den neuen ausgedehnten Wohnvierteln mit ihren Hochhäusern grüßen die Wahrzeichen von Alt- und Neu-Offenburg: der schön gegliederte Barockturm der Mutterkirche „Heilig Kreuz" und das Burda-Hochhaus. Am 30. September 1960 wurde anläßlich der 24. Ortenauer Herbstmesse die Autobahnstrecke Appenweier—Offenburg eröffnet. Ein Netz von Zufahrtsstraßen, in dem das „Offenburger Ei" schon eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, leitet den Autofahrer über die Kinzigbrücke und durch die Kinzigvorstadt zum „Stadtbuckel"; denn die Altstadt liegt auf einem flachen Kinzigschuttkegel.

Der Stadtkern ist noch von einem Mauerring umgeben. Wer aber mittelalterliche Städteschönheit sehen wollte, würde von Offenburg enttäuscht werden. Die Jahrhunderte sind mit der Reichsstadt, von deren früheren Schönheit Merians Kupferstich von 1643 eine deutliche Vorstellung vermittelt, nicht glimpflich umgegangen. Die Befestigungstürme sind den Kriegsverheerungen zum Opfer gefallen, und die drei Stadttore sind in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts abgebrochen worden. Trotzdem spürt der Fremde, auf dem alten Marktplatz, dem Stadtzentrum, angekommen, daß er sich auf geschichtlichem Boden bewegt. Sein Blick fällt zuerst auf die von Senator Dr. Burda gestiftete Ursula-Säule mit dem Standbild der Stadtpatronin. Während die Hauptstraße nördlich des Neptunbrunnens das Bild einer modernen Geschäftsstraße bietet, hat der südliche Teil, eben der frühere Marktplatz, den historischen Charakter einigermaßen bewahrt. Das Salzhaus auf der östlichen Seite trägt die Stilmerkmale des Klassizismus; das Rathaus und das Landratsamt, bis 1806 Königshof, d. h. Verwaltungsgebäude der Reichslandvogtei Ortenau, sind ansprechende Barockbauten. Über dem Balkon des Rathauses entdeckt der aufmerksame Besucher neben dem Stadtwappen, das die „offene Burg" darstellt, den österreichischen Doppeladler, das Symbol der reichsunmittelbaren Stellung. Auch der Löwe auf dem Säulenbrunnen des Fischmarktes, der ebenfalls von historischen Gebäuden umsäumt ist, hält das Doppelwappen in seinen Pranken.

Römer und Alemannen

Daß der Boden der Altstadt schon in römischer Zeit besiedelt war, bezeugen zahlreiche Funde, die im städtischen Ritterhaus-Museum aufbewahrt sind. In der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts stießen römische Truppen vom Legionslager Argentorate (Straßburg) in den mittelbadischen Raum vor. Im Zug dieses Vormarsches dürfte über der Kinzig ein Castell errichtet worden sein. Dafür spricht u. a. der Grabstein eines römischen Centurio, der 1778 von Fischern in der Kinzig gefunden worden ist. Auf die Eroberung folgte die Erschließung unseres Gebietes durch Heerstraßen. Eine solche baute schon der Feldherr Cornelius Clemens im Jahre 73. Sie führte von Straßburg über den Rhein durch das Kinzigtal; denn es galt, das Rheinknie abzuschneiden, um eine kürzere Verbindung zwischen den Truppen am Rhein und an der Donau herzustellen. Der Kronzeuge für diese Straße ist der Meilenstein, der 1840 bei Erweiterungsbauten am Ende der Langestraße am Schwabenhauser Tor entdeckt wurde. Er enthält die erste datierbare Inschrift zwischen Rhein, Main und Donau und ist zugleich das früheste Zeugnis für Straßburg und die älteste Form seines

Plan der Reichsstadt (des Stadtkerns).

Namens „Argentorate". Um 100 nach Chr. entstand unter Trajan eine Nord-Süd-Straße, die Baden-Baden und Badenweiler verband und die Ost-West-Verbindung auf der Gemarkung Offenburg kreuzte. Von einer bürgerlichen Siedlung zeugen viele Funde römischer Keramik, die zwischen 1936 und 1938 zutage gefördert wurden. Am aufschlußreichsten sind die Scherben aus Terra sigillata, einem feinen, roten Ton, der mit einer Glasur überzogen ist. Die 1936 geborgene silberne Merkurstatuette zählt zu den kostbarsten Funden römischer Provinzialkultur.

Diese Welt römischen Lebens haben die Alemannen gegen Ende des 3. Jahrhunderts zerstört. Die zwei Alemannengräber, die 1894 im „Krummer" freigelegt worden sind, stammen aber erst aus der Zeit um 700, als unser Gebiet, der nordwestliche Grenzgau des Alemannenlandes, schon längst unter der Botmäßigkeit des fränkischen Staates stand. Und unter Karl d. Gr. wurde der Landstrich, der sich zwischen Rhein und Schwarzwald von der Bleich im Süden bis zur Murg im Norden erstreckte, eine fränkische Gaugrafschaft, die den Namen „Mortenowa" (Mortenau) trug.

Ist Offenburg eine Zähringer Gründung?

Im Gegensatz zu Freiburg und Villingen ist für Offenburg weder eine Gründungsurkunde noch ein Marktprivileg überliefert. Aber die Tatsache, daß der Name Offenburg fast ausschließlich in zähringischen Urkunden auftritt, sowie die territoriale Entwicklung und die politischen Verhältnisse am Ende des 11. und zu Beginn des 12. Jahrhunderts zwangen die landesgeschichtliche Forschung zu dem Schluß, daß die Herzöge von Zähringen als Gründer

Offenburgs anzusehen sind. Sie haben in Südwestdeutschland die erste Periode der Stadtgründungen eingeleitet. Als Grafen des Breisgaus und Inhaber der Grafschaft Mortenau, die sich zwischen Rhein und Schwarzwaldkamm von der Murg im Norden bis zur Bleich im Süden erstreckte, sowie als Schirmvögte der Abtei Gengenbach, deren Grundbesitz in die Rheinebene hinausragte, haben sie nach Theodor Mayer (Der Staat der Herzöge von Zähringen; Freiburger Universitätsreden 20, Freiburg i. Br. 1935) als Eckpunkte des großen Straßendreiecks, das den Zähringer Staat am Oberrhein erschließen sollte, die Städte Freiburg, Villingen und offensichtlich auch Offenburg angelegt. Bei dem staunenswerten Weitblick, mit dem die Zähringer ihre Hausmacht in Süddeutschland und in der Schweiz durch ihre Stadtgründungen bewiesen haben, wäre es unverständlich, wenn sie an dem verkehrspolitisch und strategisch wichtigen Kinzigtalausgang nicht einen Stützpunkt geschaffen hätten. Auch von Norden her mußten die zähringischen Lande gesichert werden.

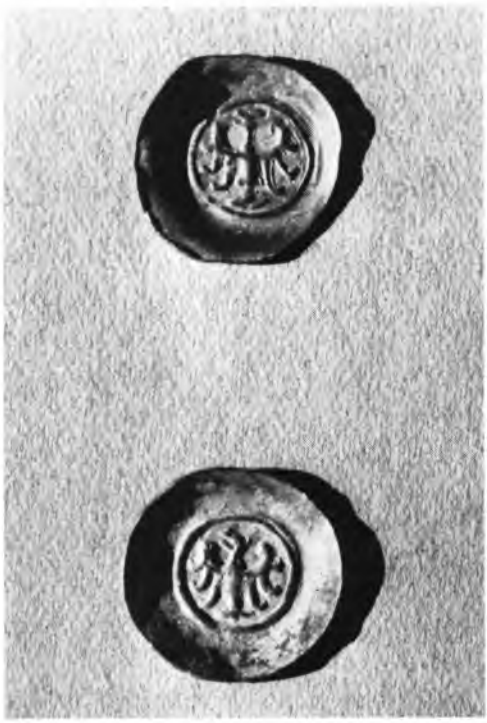
Die erste urkundliche Erwähnung ist im Württembergischen Urkundenbuch Bd. 1 zu lesen. „Um 1101" wird „in loco Offinburc" eine Güterübergabe in Fischerbach und Lauterbach bei Oberndorf an das Kloster Alpirsbach vor mehreren Zeugen, die zum großen Teil zähringische Ministerialien waren, bestätigt. Die ungenaue Datierung wurde neuerdings gründlich überprüft. Paläographische Untersuchungen und die Lebensdaten der in der Urkundennotiz genannten Zeugen haben ergeben, daß als Zeitraum für die Schenkung die Jahre 1130—1145, wahrscheinlich das Jahr 1139, anzusetzen ist (H. Harter, Eine Schenkung der Herren von Wolfach an das Kloster Alpirsbach, „Die Ortenau", 1969). Die Burg, unter deren Schutz die Zähringer durch Gründung eines Marktes die Voraussetzungen für die Anlage einer Stadt geschaffen haben, wird 1148 in einer zähringischen Urkunde als „castrum Offinburc" erwähnt. Auch der Vorgang der Gründung kennzeichnet Offenburg als eine Stadt der Zähringer; denn sie erfolgte wie diejenige der Städte Freiburg, Villingen, Rottweil und Neuenburg a. Rh. neben einer schon vorhandenen Siedlung, von der sie räumlich und rechtlich völlig getrennt blieb. Es ist das schon 926 erwähnte Kinzigdorf, eine Gerichts- und Thingstätte der Grafschaft Mortenau. Und schließlich nahm Offenburg seinen Rechtszug nach Freiburg; noch 1501 wurde ein Urteil von Offenburg nach Freiburg gezogen. Das spricht dafür, daß Offenburg wie alle zähringischen Städte mit dem Freiburger Stadtrecht bewidmet war (J. Bastian, Der Freiburger Oberhof, Veröffentlichungen des Alemann. Instituts Freiburg II. 1934).

Nun ist dieser These neuerdings entschieden widersprochen worden (K. Hitzfeld, Das Rätsel über die Anfänge der Stadt Offenburg. Das Ende der Zähringer-Legende. „Die Ortenau" 1968). Aus den Tatsachen, daß die Straßburger Bischöfe grund- und gerichts-, bzw. landesherrliche Befugnisse im Offenburger Raum hatten und daß von Grundbesitz der zähringischen Herzöge in den Quellen keine Rede ist, wird gefolgert, daß Offenburg als eine Gründung des Bischofs von Straßburg anzusehen sei. Die „Straßburger Stadt Offenburg" sei nach 1162 als bischöfliches Lehen mit der vollen Gerichtsbarkeit in den Besitz der staufischen Kaiserfamilie und 1199/1200 an die Zähringer gelangt. Wenn nun der Verfechter der neuen These einräumt, daß es sich um ein „auffallend kleines Lehen" gehandelt habe und daß die Zähringer an Offenburg ein heftiges politisches Interesse gehabt und sich um das frei gewordene Lehen energisch bemüht haben, um „die ihnen noch fehlende Schlüsselposition der mittleren Ortenau in ihre Herrschaft einzufügen", dann stellt sich die Frage, warum sie sich nicht schon früher darum bemüht haben. Es fällt schwer zu glauben, daß sie am Kinzigtalausgang „kein Endchen des Bodens" besessen haben sollen.

Aber schon als Gerichtsvögte der Abtei Gengenbach und vermutlich auch der Straßburger Curien dürften sie wohl die Möglichkeit gehabt haben, hier eine Stadt zu gründen.

Für die neue These sprechen nun zwei gewichtige Argumente. Einmal war das Patronatsrecht der Pfarrei Offenburg „ab antiquo", d. h. schon lange, beim Straßburger Domkapitel. Daraus wird der Schluß gezogen, daß die Offenburger Pfarrkirche als bischöfliche Eigenkirche entstanden ist. Die erste Nachricht über die Pfarrei Offenburg stammt erst aus dem Jahre 1182. In diesem Jahr tritt ein Priester von Offenburg namens Friedrich in Straßburg als Zeuge auf. Aber eine Urkunde im Saalbuch des Straßburger Domkapitels aus dem Jahre 1144 bezeugt, daß das Käfersberger Kirchlein in Ortenberg damals unter einem Pfarrer namens Heinrich Pfarrkirche gewesen ist und daß derselbe diese Pfarrkirche und deren Zehntrechte vom Propst der Straßburger Domkanoniker erhalten habe. Vermutlich war dies die Urkirche der Markgenossenschaft Kinzigdorf-Griesheim. Zwischen 1144 und 1182 hat sie ihre Selbständigkeit als eigene Pfarrei verloren und ist Filialkirche der Offenburger Pfarrei „Heilig Kreuz" geworden (F. Vollmer, Die Bühlwegkirche zu Ortenberg-Käfersberg und die Gründung Offenburgs im 12. Jahrhundert. „Die Ortenau" 1953). Schon die Zugehörigkeit zum Bistum Straßburg hat die Entwicklung der Offenburger Pfarrei stark beeinflußt. Die Nebenpatrone der Pfarrei „Heilig Kreuz", Bischof Aper von Toul und Ritter Gangolph, sind auch die Nebenpatrone des Bistums. Und wiederholt wurde die Pfarrei Mitgliedern des Straßburger Stiftsklerus übertragen.

Und warum sollen die Zähringer nicht das Straßburger Vorbild übernommen haben? In beiden Städten öffnet sich die Marktstraße nach Süden: in Straßburg im Gutenbergplatz, in Offenburg im alten



Denar der Offenburger Reichsmünze (13. Jh.).

Marktplatz. Mitten auf dem Platz stand ein städtisches Haus; in Straßburg war es das Rathaus, in Offenburg die „Laube" und die städtische „Pfalz", deren Erinnerung heute noch von den beiden Gasthäusern „Alte" und „Neue Pfalz" festgehalten wird. Der Einfluß Straßburgs ist ja ein durchgehender Zug in der Geschichte Offenburgs und der Ortenau (s. K. Gruber, Das alte Straßburg. Oberrheinische Heimat 1940). Die Straßenführung entspricht ganz den geographischen Gegebenheiten und den Forderungen des Verkehrs. Wie die Eisenbahnlinie sich heute im Norden der Stadt teilt, so gabelte sich die von Norden kommende Straße vor dem nördlichen Stadtausgang in einen südöstlich in das Kinzigtal und einen in südlicher Richtung nach Freiburg führenden Ast.

Schließlich darf nochmals betont werden, daß die Gründung Offenburgs wie die-

jenige anderer Zähringer Städte neben einer schon vorhandenen Siedlung erfolgte und daß Offenburgs Rechtszug nicht nach Straßburg, sondern nach Freiburg ging.

Offenburg wird Reichsstadt

Die Machtbildung der zähringischen Herzogslinie zerbrach 1218 mit dem Tod Bertolds V. In den Erbstreit schaltete sich der staufische Kaiser Friedrich II. ein. Schon Barbarossa hatte das staufische Familien- und Reichsgut in Schwaben und im Elsaß vermehrt. Nun griff die staufische Macht über den Rhein herüber. Weite Teile der Grafschaft Mortenau fielen an das Reich. Um Offenburg kam es zu einem langwierigen Streit mit dem Bischof von Straßburg, der erst 1236 durch einen Vergleich beigelegt wurde. Der Bischof verzichtete auf alle Rechte in Offenburg mit Ausnahme des Kirchenpatronats. Offenburg wurde eine Stadt des Reiches. Kaiser Friedrich ließ sie erweitern und mit einem Mauerschutz versehen. 1241 muß der Mauergürtel schon im Bau gewesen sein; denn zu dessen Ausbau durfte die Hälfte der Reichssteuer verwendet werden. 1246 erscheint Offenburg zum ersten Male als „oppidum", d. h. befestigter Platz. Von den acht Türmen, die sich über der inneren Mauer erhoben, ragten drei über den Toren: dem Kinzigtor im Süden, dem Schwabhauser Tor (nach der noch 1496 genannten Siedlung Schwabhausen zwischen Offenburg und Fessenbach) und dem Neu- oder Straßburger Tor im Norden. Friedrich II. verlieh der Reichsstadt auch das Recht, Münzen zu prägen. Der im 13. Jahrhundert blühende Kinzigtäler Bergbau bot dafür die besten Voraussetzungen. Die Offenburger Denare mußten jedoch in Gewicht und Feingehalt den Straßburger Pfennigen genau entsprechen. Sie trugen auch nicht den Namen oder das Wappen Offenburgs als Prägeort. 1309 ging die Offenburger Reichsmünze durch Kauf in den Besitz der Stadt Straßburg über.

Blütezeit im Spätmittelalter

Die durch das Aussterben der Herzöge von Zähringen eingeleitete politische Auflösung der Grafschaft Mortenau wurde durch den Untergang des staufischen Kaiserhauses beschleunigt. Die Fürsten stürzten sich auf das Reichsgut. Was die Könige nach dem Interregnum dem Reich wieder verschaffen konnten, war die spätere Reichslandvogtei Ortenau mit den Gerichten Ortenberg, Appenweier, Griesheim und Achern, auf die sich nun der staatsrechtliche Begriff „Ortenau" beschränkte und die drei Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell. Das Reichsgut war jedoch meist an Fürsten (Markgrafen von Baden, Bischöfe von Straßburg und Pfalzgrafen) verpfändet. Wie ein Alpdruck lasteten diese Verpfändungen auf der reichsfreien Bürgerschaft. Trotzdem waren die zweieinhalb Jahrhunderte des Spätmittelalters für Offenburg eine gewisse Blütezeit. 1280 erhob sich das Franziskanerkloster am Nordrand der Stadt. Vom frommen caritativen Sinn und Wohlstand der Offenburger Bürger zeugt die Gründung des St. Andreas-Hospitals um 1300. Im Jahre 1415 erfolgte der Neubau der Pfarrkirche Heilig Kreuz. 1451 wurde die Schützengilde gegründet. Auf der Herrenfastnacht 1483 entfaltete sich noch einmal der Glanz des mittelalterlichen Rittertums. Der Anfang des 16. Jahrhunderts brachte Höhepunkt und Ende der Blütezeit. Verheißungsvoll war noch das Jahr 1504. Das Privileg des Kaisers Maximilian I. erweiterte Offenburgs Gerichtsbann, der bis dahin nur „in das Mittel der Fallbruckhen" gereicht hatte. Durch die Angliederung der Dörfer Kinzigdorf und Uffhoven erhielt die Stadt eine Gemarkung. Aber dann setzte der Niedergang ein.

Außer dem Übergewicht der Stadt Straßburg haben noch andere folgenschwere Ereignisse Offenburgs Entwicklung stark gehemmt. Zunächst waren es die Glaubenskämpfe zwischen Reformation und Gegen-

Offenburg, Luftaufnahme.

Foto Hans Belz, Offenburg

reformation. Während auf dem Augsburger Reichstag 1530 die Offenburger Abgesandten an der Seite der Straßburger für die neue Lehre eintraten, kehrte der Offenburger Rat nach 1531 zum alten Glauben zurück, stiftete für das Molsheimer Jesuitenkolleg 1000 Gulden und betätigte sich ganz im Geist der Gegenreformation. Und 1591 beschloß der Rat einstimmig, nur noch demjenigen das Bürgerrecht zu verleihen, der sich zur „wahren römischen Kirche" bekannte.

Durch die Glaubensverwirrung erhielt auch der unselige Hexenwahn Nahrung. In den Ratsprotokollen 1586 kündigte er sich an und erreichte in den Kriegsjahren 1627/32 Höhepunkt und Ende. Während in den Dörfern der Landvogtei Ortenau der schreckliche Aberglauben 160 Opfer gefordert hat, sind in den Offenburger Ratsprotokollen allein 60 Hinrichtungen von Hexen bezeugt.

Hemmend wirkte sich auch der soziale Gegensatz zwischen den privilegierten Geschlechtern, die steuer- und fronfrei waren, und den Handwerkerzünften aus, der sich immer wieder in ernsten Unruhen entlud. Ferner mußte sich Offenburg gegen die ständigen Machterweiterungsbestrebungen der Ortenauer Landvögte wehren, die auf Schloß Ortenberg residierten und versuchten, die benachbarte Stadt ihrer Reichsprivilegien zu berauben und sie zu einer österreichischen Landstadt herabzudrücken. Schließlich haben die Kriege des 17. Jahrhunderts Offenburg in seiner Entwicklung zurückgeworfen.

Kriegsverheerungen und Wiederaufbau

Im Dreißigjährigen Krieg, der Grimmelshausen in Offenburgs Mauern brachte, war die Stadt als wichtiger Stützpunkt am Eingang des Kinzigtals und als Schlüssel zum Kniebispaß von großer strategischer Bedeutung und deshalb von kaiserlichen, schwedischen und französischen Truppen hart umkämpft. Die Schweden, die die Stadt 1632/35 besetzt hielten, verfuhren mit den Bürgern „mehr türkisch als christlich". 1638 entging Offenburg mit knapper Not der Eroberung durch die Truppen Bernhards von Weimar. Die Legende berichtet von der wunderbaren Rettung durch die Schutzheilige Ursula. In den folgenden Jahren brachten Quartierlasten und Kontributionen die Bürger in große Not. 1645 zählte Offenburg noch 123 „arme Bürger". Als 1648 die Friedensglocken läuteten, muß die Stadt das Bild trostloser Armut geboten haben.

Die Eroberungskriege Ludwigs XIV. brachten neue, schwere Heimsuchungen. Schon der Holländische Krieg (1672/78) ließ Schlimmes befürchten. Im Pfälzischen Erbschaftskrieg (1688/97) wurde Offenburg am 9. September 1689 von französischen Truppen „totaliter ruiniert und in die Aschen gelegt". Mit Ausnahme des Kapuzinerklosters, das 1640 bis 1647 erbaut worden war, und zweier Häuser, die inzwischen abgebrochen worden sind, wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen.

Mühsam war der Wiederaufbau. Einheimische und Vorarlberger Baumeister und Handwerker gaben der Stadt das Gepräge des Barock und des Klassizismus. Kein geringerer als Franz Beer, der Schöpfer des Vorarlberger Münsterschemas, hat die Pläne für die Pfarrkirche „Heilig Kreuz" und vermutlich auch für die Franziskanerkirche, seit 1823 Klosterkirche „U. Lb. Frau", gefertigt. Eines der ersten Häuser, die wiedererstanden sind, war der Spätrenaissancebau der Hirschapotheke am Fischmarkt (1698). Bald folgte das St. Andreas-Hospital und der Königshof, d. h. das Verwaltungsgebäude der vorderösterreichischen Landvogtei Ortenau. Dessen Wiederaufbau erfolgte unter der Herrschaft der Markgrafen von Baden-Baden; denn 1701 wurde Markgraf Ludwig Wilhelm, der Türkenlouis, vom Erzhaus Österreich mit der Landvogtei Ortenau und den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell a. H. belehnt. So ist es zu erklären, daß an der prunkvollen Fassade nicht der österreichische Doppeladler, sondern das

Alter Marktplatz mit Rathaus und Landratsamt. Photo-Stober, Offenburg

markgräflich-badische Wappen zu sehen ist. Bauherrin war Auguste Sibylle, die Witwe des Türkenlouis. Sie ließ den Königshof nach den Plänen ihres Baumeisters Michael Ludwig Rohrer durch den Vorarlberger Dominik Ellmenreich erstellen. Die endgültige Form erhielt die Fassade durch Franz Ignaz Krohmer, einen Schüler Balthasar Neumanns. Das Rathaus ist das Werk des Offenburger Baumeisters Mathias Fuchs (1741), der 1775 für den Schultheißen von Rienecker auch ein Palais, das spätere Ritterschaftsgebäude, heute Ritterhaus-Museum, erstellte. 1786 folgte das Salzhaus. Der Garten des Vinzentiushauses, das Feldmarschall-Lieutenant Joseph Freiherr von Ried 1764 erbauen ließ, atmet noch den Geist des heiteren Rokoko. Doch dies darf nicht über die noch lange unter dem größten Teil der Stadtbevölkerung anhaltende Armut hinwegtäuschen.

Ein sprechender Beweis für die Armut der Bevölkerung nach 1689 sind heute noch die bescheidenen einstöckigen Häuschen, wie sie in der Weber-, Schutter- und Goldgasse am Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut wurden.

Mediatisierung und Revolution 1848/49

Dem Wiederaufbau der Stadt folgte aber nicht die Erneuerung des bürgerlichen Lebens. Der Prozeß, den die Handwerkerzünfte 1752—1764 gegen den Rat und die Geschlechter führten, fruchtete nichts. Die reichsunmittelbare Stellung war fragwürdig geworden. Die Umwälzungen, welche die Französische Revolution und die napoleonischen Feldzüge mit sich brachten, gestalteten die politischen Verhältnisse von Grund auf um. In den ersten Revolutionsjahren ergoß sich ein großer Strom von Emigran-

ten, Adeligen und Geistlichen, besonders Mitgliedern des Straßburger Domkapitels, in die Ortenau, vornehmlich nach Offenburg. Die Emigranten riefen eine Druckerei ins Leben, die großes Aufsehen erregte, weil sie alles druckte, „was immer Schimpfliches gegen die französische Nation sein könne". Aus Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen veranlaßte der Rat die Schließung der Druckerei.

Die Ortenau wurde aufs neue Schauplatz kriegerischer Geschehnisse. An ein Gefecht, das am 6. Juli 1799 zwischen Offenburg und Ortenberg stattfand, erinnert noch das Denkmal, das für den gefallenen österreichischen Obersten Graf Johann von Keglevich errichtet wurde. Der Regensburger Reichsdeputationshauptschluß 1803 brachte den Verlust der reichsunmittelbaren Stellung und den Übergang an Baden sowie die Säkularisierung der beiden Klöster. Das politische Eigenleben Offenburgs hatte ein Ende gefunden.

Die Eingliederung in ein größeres Staatsgebiet gab der Stadt neue Lebenskräfte, die sie so nötig brauchte. 1823 zog das Kloster Unserer Lieben Frau mit seinem Lehrinstitut in das ehemalige Franziskanerkloster ein. Langsam wuchs das Oberamtsstädtchen über seine Mauern hinaus. Von dem gemütvollen Biedermeier spürte es wenig. Die Bürger trauerten der verlorenen Reichsunmittelbarkeit nach und huldigten liberalen und demokratischen Anschauungen. Diese Tatsache und die zentrale Lage machten Offenburg unter seinem edelgesinnten Bürgermeister Gustav Rée, dem die Stadt auch die Grünanlagen entlang dem Mauerring verdankt, zum Ausgangspunkt der badischen Revolution. In den Jahren 1847/49 war Offenburg dreimal Schauplatz großer politischer Versammlungen, auf denen programmatische Beschlüsse gefaßt wurden.

Die Industrialisierung

Die Entwicklung Neu-Offenburgs begann um 1860. Der Bau der Schwarzwaldbahn (1865) machte die Stadt zum Eisenbahnknotenpunkt. Die erste Fabrik ist die Spinnerei und Weberei, die 1857 in der Kinzigvorstadt erstellt wurde und die ihre Maschinen von der Firma André Köchlin aus Mühlhausen erhielt. Auch die Leinenweberei und Bleicherei Walter Clauß hat sich wenige Jahre später in diesem Stadtteil niedergelassen. Aus den Gerbereien am Mühlbach entwickelte sich die Lederfabrik Walz. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung war einst die Zigarrenindustrie, hinter der ein ausgedehntes bäuerliches Tabakanbaugebiet stand. Von den zahlreichen Brauereien haben sich drei erhalten. Im Norden siedelten sich holz- und metallverarbeitende Großbetriebe an. Sie fertigen Drehbänke, Geschirrspülmaschinen, Kühlanlagen, Eisen- und Stahlkonstruktionen für Gitter, Hallen und Brückenmasten. Die Glas- und Emailplakatefabriken machten Offenburg zum Sitz der deutschen Reklameindustrie. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Stadt die Heimat des Vivil-Pfefferminz. Der Betrieb ließ sich in der Oststadt nieder, wo 1898 für das Inf.-Regiment 170 eine Kaserne errichtet worden war.

Trotz der Industrialisierung ist Offenburg doch nur langsam gewachsen. In den Jahren 1860—1900 schnellte die Bevölkerungsziffer wohl von 4400 auf 13 600 hinauf, stieg aber bis 1939 nur bis 19 000; denn die Betriebe holten ihre Arbeitskräfte zum großen Teil aus den Nachbargemeinden. Der Erste Weltkrieg und die Folgen des Versailler Vertrags unterbrachen die industrielle Entwicklung. Die Ortenau war Grenzland geworden. Die Unternehmer zögerten, sich hier niederzulassen. Offenburg verharrte in der Größenordnung einer Kleinstadt.

Offenburg, Ritterhaus-Museum. Photo-Stober, Offenburg

Die wirtschaftliche Entwicklung seit 1950

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem Offenburg vor umfangreichen Zerstörungen bewahrt blieb, bzw. seit 1950, hat die Entwicklung in wirtschaftlicher, räumlicher und soziologischer Hinsicht einen stürmischen Verlauf genommen. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, in deren Gebiet der Oberrhein eine zentrale Stellung einnimmt, und die deutsch-französische Verständigung haben der mittelbadischen Wirtschaft neue Impulse gegeben. Einen hervorragenden Namen erhielt das grafische Gewerbe in Offenburg durch die Firma Druck und Verlag Dr. Franz Burda. Im Jahre 1928 hatte Dr. Burda die Leitung einer kleinen Druckerei übernommen, die sein Vater mit einer Maschine und zwei Mann betrieben hatte. Sein Unternehmungsgeist führte den Betrieb zu ungeahnten Erfolgen. Aus der ersten deutschen Rundfunk-Zeitschrift „Sürag" entstand „Bild und Funk". Deren gute Entwicklung veranlaßte den Übergang zum Tiefdruck, der den Betrieb Burda in die vorderste Reihe der grafischen Betriebe Deutschlands rückte. Der Aufstieg wurde durch den Zusammenbruch 1945 kaum unterbrochen. Die Industrieaufträge häuften sich. Großes leistet die Firma auf dem Gebiet des Mehrfarben-Rotation-Tiefdrucks. Von bleibendem Wert sind die Burda-Bildbände, meisterhaft gedruckte Dokumentarbildbände zur Zeitgeschichte. Heute werden im Burda-Werk mehrere führende Zeitschriften gestaltet, gedruckt, verlegt und an die ganze Welt vertrieben. Das Burda-Hochhaus in der Kinzigvorstadt ist das Wahrzeichen Neu-Offenburgs geworden.

Westlich der Kinzig wurde auch ein neues Industriegebiet erschlossen, auf dem sich aus-

wärtige Firmen niederließen, aber auch einheimische Betriebe ihre Kapazität erweiterten. Hier hat 1962 die Telefunken AG ihre Produktion aufgenommen, während im Gewann Seewinkel zwischen Offenburg und Bühl-Dorf die Hamburger Weltfirma Beiersdorf einen großen Werkbau errichtet hat. Dieser Zweigbetrieb, der inzwischen stark erweitert worden ist, trägt als selbständige Firma den Namen „Chemische Werke GmbH Offenburg" und stellt Tesa-Band und Tesa-Film her.

Die dominierende Industrie hat auch zu einem starken Strukturwandel auf dem Lande geführt. Offenburg ist der Kern eines größeren Wirtschaftsgebietes geworden. Mit den Nachbargemeinden ist es wirtschaftlich, zum Teil sogar baulich eng verbunden. Diese Gemeinden, früher ausgesprochene Bauerndörfer, sind Wohngemeinden geworden, aus denen täglich 12 000 Beschäftigte zur Arbeit in die Stadt pendeln.

Offenburgs Wirtschaftsleben wird aber nicht ausschließlich durch Industrie, Gewerbe und Handel bestimmt. Auch der Weinbau spielt eine beachtliche Rolle. In der reichsstädtischen Zeit bestand unter den Handwerkerzünften auch eine Zunft der Rebleute, die im Jahre 1800 immerhin 50 Mitglieder zählte. Die meisten Reben waren aber Eigentum der vornehmen Geschlechter, die in den benachbarten Dörfern reich begütert waren. Seit der Auflösung des St. Andreas-Hospitals (1888) bewirtschaftet die Stadt als Verwalterin des Stiftungsvermögens in Ortenberg-Käfersberg ein fast 15 ha großes Weingut. Durch den seit 1872 alljährlich stattfindenden Weinmarkt ist die Stadt am Absatz der badischen Weine aktiv beteiligt. Zweimal, 1929 und 1969, hat der Deutsche Weinbau-Kongreß in Offenburg getagt.

Offenburg hat sich in den letzten zehn Jahren zu einer ausgesprochenen Messe- und Kongreßstadt entwickelt. Auf den „Unteren Schlangenmatten", zwischen der Kinzig und der Bundesstraße 3, schuf die Stadt ein 15 000 qm großes, befestigtes Ausstellungsgelände; denn die „Oberrhein-Messe" als Weiterführung der seit 1924 veranstalteten „Ortenauer Herbstmesse" zieht eine ständig wachsende Anzahl von Ausstellern aus allen Teilen der Bundesrepublik, der Schweiz und Frankreich an und wird von weit über 100 000 Menschen aus dem Oberrheingebiet besucht. 1962 erstand auf dem Gelände eine Kongreßhalle, die „Oberrhein-Halle", die bis zu 3000 Personen aufnehmen kann.

Der wirtschaftliche Aufschwung sowie der starke Zuzug von Heimatvertriebenen und die Aufnahme einer großen Zahl von Besatzungsangehörigen hatten ein starkes Wachstum der Bevölkerung zur Folge. Immer mehr Baugelände mußte erschlossen und Wohnraum beschafft werden. Auf der Klosterwiese, am Lerchenrain und zwischen der Kohler- und Prinz-Eugen-Straße entstanden Wohnblöcke. Jenseits der Kinzig, im Gewann „Albersbösch", ist seit 1950 die Großsiedlung „Offenburg-Süd" herangewachsen, die 5000 Menschen Platz bietet. In den Gewannen „Obere Schlangenmatten" und „Gifiz" entstand der Stadtteil Uffhofen, der wie die schon 1937 ins Leben gerufene Siedlung Hildboltsweier den Namen eines ausgegangenen Dorfes trägt. In der Flur „In der Wann" zwischen Offenburg und Fessenbach hat sich ebenfalls eine Großsiedlung entwickelt. Auf dem Blöchle und am östlichen Fuß der Lindenhöhe sind Villenviertel angelegt worden. Im letzten Jahr ist mit der Erschließung und Bebauung der Lindenhöhe begonnen worden. Die starke Bevölkerungszunahme — Offenburg zählt heute 32 000 Einwohner — erforderte auch eine Erweiterung des Städt. Krankenhauses. Im Südosten der Stadt hat das Gengenbacher Mutterhaus schon 1956 ein zweites Krankenhaus errichtet. Zwischen diesem und der Pfarrkirche Weingarten wurde 1960 ein neuer Friedhof angelegt. Seit 1968 ist die Altstadtsanierung im Gange.

Oberrheinhalle. Foto U. Calewski, Offenburg

Große Aufgaben stellte der gewaltig zunehmende Verkehr. Schon 1951 wurde der Abwicklung des starken Stadtverkehrs durch die westlich der Altstadt, diesseits der Kinzig, vorbeigeleitete Umgehungsstraße (Freiburger Straße) ein Ventil geschaffen. Am 30. September 1960 erhielt Offenburg den Anschluß an die Autobahn. Eine neue Entlastung für den Stadtverkehr brachte die am 15. Juli 1965 in Betrieb genommene neue Linienführung der vom Schwarzwald kommenden Bundesstraße 33, die ab Gengenbach südwestlich der Kinzig verläuft. Und am 23. September 1969, ein Jahr nach der Einweihung der zweiten Kinzigbrücke (Otto-Hahn-Brücke), konnte die Nordwest-Umgehung dem Verkehr übergeben werden. In absehbarer Zeit soll auch das Projekt „Südtangente" mit der dritten Kinzigbrücke verwirklicht werden.

Das kulturelle Leben

Offenburgs zentrale Lage hat sich auch auf kulturellem Gebiet ausgewirkt. Das beweisen die Theater- und Konzertpläne, die Vorträge des Kulturringes, in dem sich Volkshochschule, Scheffelbund und Filmklub 1967 zusammengeschlossen haben, die Stadtbücherei, die Städt. Musikschule und das vielgestaltige Ritterhaus-Museum, dessen Abteilungen Heimatgeschichte und Volkskunde, Völkerkunde, Jagdtrophäensammlung Cron, naturkundliche Sammlung und Bildergalerie Offenburger Künstler in 25 Räumen übersichtlich dargeboten werden. Im Museumsgebäude wurde 1964 ein großer, feuersicherer Archivraum geschaffen. Starke Beachtung verdienen auch die Kunstausstellungen im Städt. Verkehrsamt. Und die Oberrhein-Messe ist nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein großes kulturelles Ereignis; die Sonderschauen, die seit 1966 unter internationalen Gesichtspunkten gestaltet werden, tragen wie die Städtepartnerschaften (Lons-le-Saunier im französischen Jura und Weiz/Steiermark) in hohem Maße zur Völkerverständigung bei. Gern erinnert sich die Bevölkerung an die 850-Jahrfeier, die im Jahre

1951 begangen wurde und deren glanzvoller Höhepunkt ein großer historischer Festzug war. Um den wachsenden Anforderungen im Bereich der Kultur, des Sport- und Marktwesens gerecht zu werden, wurde 1962 das Städt. Kultur- und Messeamt ins Leben gerufen. Am Südrand der Altstadt wird in den kommenden Jahren ein neues Kulturzentrum entstehen. Den sportlichen und hygienischen Bedürfnissen tragen das neue Strandbad am Gifizsee sowie mehrere Sport- und Kinderspielplätze Rechnung. Am 8. September 1969 erfolgte der erste Spatenstich zum Bau eines Hallenbades.

Mit der geschilderten Entwicklung hat auch der Ausbau des Schulsystems Schritt gehalten. Offenburg besitzt fünf Volksschulen — drei wurden seit 1950 gebaut — vier Gymnasien einschließlich Mädchen-Gymnasium des Klosters U. L. Frau; das zum Teil im Zweiten Weltkrieg zerstörte altsprachliche Grimmelshausen-Gymnasium wurde wiederaufgebaut, und das Oken-Gymnasium zog 1963 in den Neubau am Waldbach ein. Die Kreisverwaltung errichtete eine neue Gewerbeschule, der Aufbaulehrgänge, eine Berufsfachschule und die Unterstufe der technischen Oberschule angegliedert wurden, und ein Wirtschaftsgymnasium. In der seit 1963 bestehenden Staatlichen Ingenieurschule wird der technische Nachwuchs für das südliche Oberrheingebiet herangebildet.

Große Kreisstadt

Die wirtschaftliche, bevölkerungsmäßige, bauliche und kulturelle Entwicklung brachte schon vor fünfzehn Jahren Offenburgs Erhebung zur Großen Kreisstadt. Auf Grund des Landesverwaltungsgesetzes vom Jahre 1955 wurden dem Bürgermeisteramt die Aufgaben der Paß- und Ausländerbehörde übertragen: Ausländerpolizei, Gewerbepolizei, Gewerbe und Handel, Einwohnermeldeamt, Fundamt, Paßamt, Sicherheits- und Gesundheitspolizei. Die neue Dienststelle, die diese Aufgaben wahrnimmt, ist das Amt für öffentliche Ordnung. Offenburg gehört nach wie vor zum Landkreis, hat aber als untere Verwaltungsbehörde rechtliche Befugnisse zurückerhalten, die einst der Reichsstadt eigen waren und nach 1803 auf das Oberamt, später Bezirksamt und Landratsamt, übergegangen waren, und untersteht der Dienstaufsicht des Regierungspräsidiums.

So hat Offenburg, dessen geschichtliche Entwicklung jahrhundertelang durch folgenschwere Vorgänge gehemmt worden ist, in eineinhalb Jahrzehnten die Bedeutung erlangt, die seiner günstigen geographischen Lage, der wirtschaftlichen Arbeitskraft seiner Bevölkerung und ihrer kulturellen Aufgeschlossenheit gemäß ist.

Quellen- und Literaturnachweis

Stadtarchiv Offenburg: Akten und Ratsprotokolle

Bader, K. S.: Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung. K. F. Köhler-Verlag, Stuttgart, 1950

Bastian, J.: Der Freiburger Oberhof. Veröffentlichungen des Alemann. Instituts Freiburg II 1934

Fabricius, E.: Badens Besitznahme durch die Römer. Neujahrsblätter der Bad. Histor. Kommission 1905

Hamm, E.: Die Städtegründung der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland. Veröffentlichungen des Alemann. Instituts Freiburg I.

Kähni, O.: Offenburg: Aus der Geschichte einer Reichsstadt. Verlag Dr. Franz Burda 1951

Krebs, M.: Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau. „Die Ortenau", Veröffentlichungen des Histor. Vereins für Mittelbaden 1929

Mayer, Th.: Der Staat der Herzöge von Zähringen, Freiburger Universitätsreden 1935

Walter, M.: Besiedlung der Ortenau in geschichtlicher Zeit. „Die Ortenau" 1929

Gruber, K.: Das alte Straßburg. Jahresband Oberrheinische Heimat „Das Elsaß", herausgeg. von H. E. Busse, 1940

„Offenburg und die Ortenau", Jahresband der „Badischen Heimat" 1935

Villingen um 1850 Stahlstich von G. M. Kurz

Entstehung und Entwicklung der Stadt Villingen

Elemente ihres heutigen Bestandes

Von Josef Fuchs, Villingen

1. Voraussetzung einer Markt- und Stadtentstehung in Villingen

Das Gebiet der Westbaar, wo die Brigach aus dem Schwarzwald heraustritt, bot für die (Früh-)Besiedlung wegen des fruchtbaren Muschelkalks günstige Möglichkeiten. Die westlich des Kiesbeckens im Brigachbogen (wo die Zähringerstadt gebaut wurde) verlaufende Grenze zum Buntsandstein des Schwarzwaldes war vermutlich bis in jene Zeit eine Siedlungsbarriere, bis die Zisterzienser in Tennenbach und die cluniazensisch reformierten Benediktiner in St. Georgen (von Hirsau aus) ihre Rodungen in diesem Schwarzwaldgebiet mit ihren Klostergründungen begonnen hatten.

Wie die ur- und frühgeschichtlichen Funde zeigen, waren im Bogen der Brigach, den sie um die Stadt herum bildet, in der jüngeren Steinzeit Menschen, wenn vielleicht auch nur im Sommer gewesen. Auffallend ist es aber, daß vor der Mitte des 1. Jahrtausends vor Christi Geburt, die Kelten im engsten Gebiet der heutigen Stadt so dicht angesiedelt waren, daß die Bewohner den größten keltischen Fürstenhügel (außer einem ähnlich großen in Wiener Neustadt), der überhaupt bekannt ist, errichtet haben. An einem auch landschaftlich schön gelegenem Ort schufen die Untertanen ein Grabmal, das einen Fürsten mit wohl 80 000 Untertanen ausweist. Seine Burg lag am Kapf, dem Zusammen-

fluß zwischen Brigach und Kirnach, im Nordwesten des Brigachbogens, während der Grabhügel im Südwesten liegt, beide nahe der Buntsandstein-Muschelkalkgrenze.

Die nächstfolgenden Zeugen der Frühgeschichte sind die Römer, welche die Kelten verdrängten und die einen ihrer Hauptwege über die Hochrheinbarriere hinüber von Vindonissa (Brugg-Windisch) nach Arae Flaviae (Rottweil) über das heute noch genannte Zollhaus der Villinger Gemarkung führten. Römische Höfe und Münzfunde um Villingen herum beweisen für eine Besiedlungsdichte weniger als die zahlreich an der Ostgrenze der Gemarkung gefundenen Alemannengräber, welche sich an der Stelle konzentrieren, wo später die Hufen, das alte Dorf, sich ansiedelt.

2. *Der Name „Filingun"; karolingische Missionierung und Besiedlung*

Zwei Bezeichnungen deuten darauf hin, daß zu Karls des Großen Regierungszeit die Franken ihren Einfluß in den Villinger Raum ausgedehnt haben; einmal der Name „Germanskloster", nach dem fränkischen Bischof German (gest. 438) benannt und der Name „Sachsenwäldle", eine Stelle, wo besiegte Sachsen als Bewohner angesiedelt wurden. Die nahe des Sachsenwäldles gelegene Burg „Rumenstal" mag im Zusammenhang mit der fränkischen Besiedlung entstanden sein.

Kaiser Ludwig der Fromme, Sohn Karls d. Gr., hat drei Jahre nach dem Tod seines Vaters im Jahre 817 dem Kloster St. Gallen (818 Reichskloster) die Erträgnisse aus den Hufen „Filingun" geschenkt. Diesem Reichsakt zur weiteren Stärkung des schon bedeutenden Klosters verdankt die Stadt Villingen die erste schriftliche Nennung ihres Namens und gleichzeitig die Tatsache, daß Hofstätten unter dem Namen „Filingun" (Hufen des Wito und Heimo) zusammengefaßt waren.

3. *Marktentstehung*

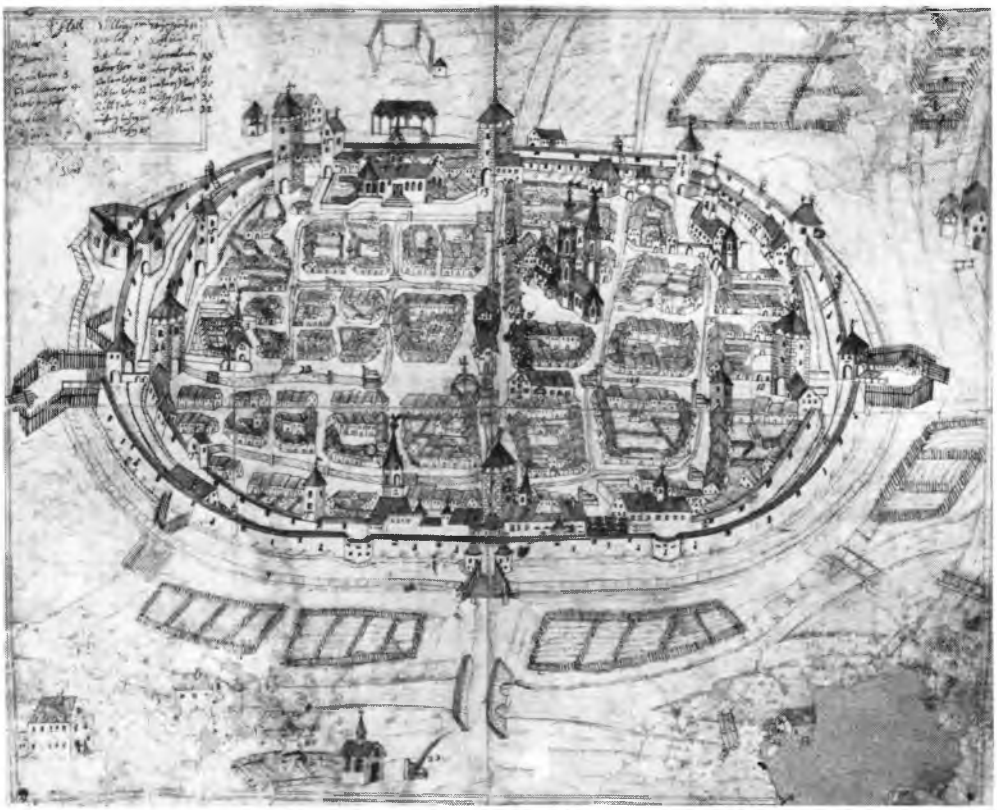
Diese Hufen des Wito und Heimo vom Anfang des 9. Jahrhunderts entwickelten sich im Laufe des 10. Jahrhundert zu einem größeren Gebilde, was trotz fehlender Zeugnisse mit Sicherheit aus der Tatsache geschlossen werden darf, daß noch in ottonischer Zeit (Ende 10. Jh.) eine ansehnliche Kirche, deren Turm heute noch gut erhalten ist, erbaut wurde (Thumbült) und die trotz Erbauung der Münsterbasilika (ab Ende 12. Jh.) bis Anfang 16. Jahrhundert Hauptkirche Villingens blieb.

Die Tatsache einer erstarkten Siedlung wird sichtbar an der Verleihung eines Marktes mit Münz, Zoll und Gerichtsbann (in erster Linie zum Schutz des Marktfriedens), durch Kaiser Otto III. an den Grafen Berthold (geboren um 957) im Jahre 999. Die Bertholde nannten sich später nach der Burg Zähringen „Zähringer". Berthold hatte den Kaiser auf seinem Romzug begleitet und den ein Jahr zuvor als kaiserlichen Brautwerber nach Byzanz entsandten und zum Gegenpapst ausgerufenen Johannes Philagathos gefangen genommen.

Die frühe Entstehung eines grundherrlichen Marktes in ottonischer Zeit, wo die meisten Märkte Bischofsmärkte sind, ist sicher nicht allein mit den besonderen Verdiensten Bertholds dem Kaiser gegenüber zu erklären. Versucht man es mit der Begründung der Siedlungsdichte, welche im 10. Jahrhundert in der (West)Baar stark zugenommen hatte, so bleibt unerklärt, warum gerade Villingen Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens von Ostschwarzwald und Baar werden sollte.

4. *Die Stadt — Anhaltspunkte für die Gründung*

Wahrscheinlich sind mehrere positive Momente zusammengefallen, so die genannten Gründe, dazu die Wahrscheinlichkeit, daß an der Stelle des alten Dorfes Villingen ein



Ansicht von Villingen aus der Vogelperspektive v. ca 1685

Umschlagmarkt entstanden war, der mit den Großhandelsstraßen Schaffhausen—Straßburg und Ulm—Straßburg zusammenhing. Vielleicht aber gehört diese Marktverleihung schon zum Anfang der Absichten der Zähringer, wie die späteren Stadtgründungen zeigen, ein Territorium aufzubauen mit dem Ziel, einen „Staat" (Theodor Mayer) zu errichten, um so, wie alle bedeutenden Geschlechter, nach der Königskrone streben zu können. In Villingen reizte vielleicht die Tatsache, daß ein größeres Territorium zu erwerben war und gesichert werden konnte (Bader, Zindelstein), was in Villingen unmittelbar durch die Warenburg entstand.

Die Vorgänge im 11. Jahrhundert kennen wir aus dieser quellenarmen Zeit nicht, dürfen aber annehmen, daß die Zähringer darauf bedacht sein mußten, ihrem Markt zur Mehrung ihrer Macht Geltung zu verschaffen und ihn mit einem festen Ort zu umgeben.

Einen direkten Hinweis auf diese mit einer Palisadenbefestigung versehene Marktsiedlung haben wir nicht, wohl aber einen indirekten:

a) Zweistufenbau

Die (alte) Stadt rechts der Brigach zeigte im Gegensatz zu der bisherigen Meinung, Villingen sei die Verwirklichung des Idealplans der Zähringerstädte, eine zumindest zweistufige Entstehung, bzw. zweistufigen Aufbau noch heute. Die nördliche Altstadt mit ihren Quadraten ist nicht einzuordnen in das, was vom „Idealplan" des großen Straßenkreuzes mit den dazu parallelen

Haupt- und Wirtschaftsgassen der 2. Stufe übrig ist. Die Fülle der hierzugehörigen Einzelbeobachtungen, die Werner Noack 1938 mit der Behauptung, in Villingen sei die Ost-Wechs-Achse die Hauptachse, eingeleitet hat, läßt sich in diesem Zusammenhang leider nicht darlegen. Der Fall Villingen dürfte für die Zähringerstadtforschung nicht uninteressant und nicht ohne Folgerung für diese sein.

Es spricht auch u. a. für eine frühe Marktsiedlungsstufe rechts der Brigach der frühe Münsterbau (12. Jh., Basilika, wahrscheinlich mit einem älteren Bau an gleicher Stelle, sicher aber geplant als Basilika mit Apsis, welche rund 100 Jahre später dem fürstenbergischen Grablegechor weichen mußte) und der Bau einer Ministerialenburg (Käferburg) unter der Warenburg, welche Bestandteil der 1. Stadtbaustufe war.

b) Verfassung

Einen weiteren Einblick in die Bedeutung, wenn auch weniger in die Entstehung Villingens, bieten Stadtrecht und Verfassung. Mit dem Nachweis des Freiburger Rechtszugs (Beyerle) kann für die Entstehung kaum etwas gewonnen werden. Franz Beyerle konnte dartun, daß das Villinger Stadtrecht von 1371 und frühe rechtsrelevante Urkunden (eigene Rechtsbestimmungen, von denen nichts überliefert ist als die Markturkunde von 999, die jedoch Graf Berthold von Zähringen verliehen war — obwohl die Stadt Villingen diese Urkunde bewahrte, bis der Großherzog v. Baden sie 1809 durch eine List wegnahm —) eigene, nicht übernommene Rechtsbestimmungen enthalten.

In der Zeit des 13. Jahrhunderts bis zum Eindringen der Zünfte in das Stadtregiment (1324) fallen die wichtigsten Entscheidungen, die zur Villinger Stadtverfassung führen:

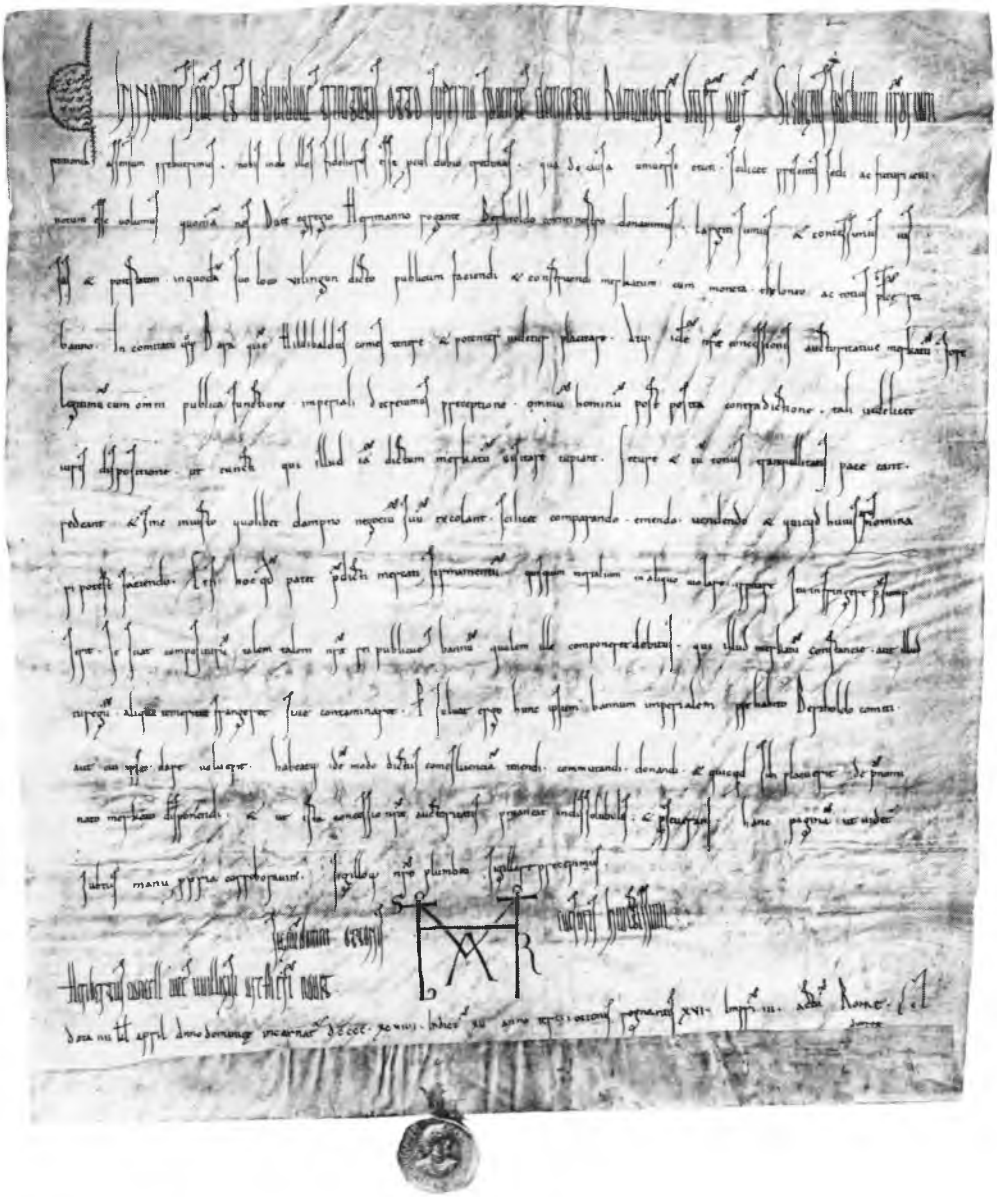
Die Bedeutung der Stadt in reichsstädtischer Zeit (1219—1255), und ihre starke Befestigung durch Kaiser Friedrich II. haben dazu beigetragen, daß Villingen uns dadurch mit dem Grundriß des 12./13. Jahrhunderts erhalten geblieben ist. Der Minnesänger Schenk Konrad von Winterstetten hat die Stadt 1218/19 verwaltet, einen großen Vertrag mit dem Kloster Salem über die Besitzungen um Pfaffenweiler abgeschlossen und sicher den Mauerbau eingeleitet.

Die Forderung des Grafen Egino IV. des Bärtigen von Urach, das von Kaiser Friedrich II. nach Aussterben der Zähringer (1218) beanspruchte „erledigte Reichsgut" herauszugeben, führte zu einer Auseinandersetzung, die endgültig erst von Kaiser Rudolf von Habsburg (1283) dahingehend geregelt wurde, daß Graf Heinrich von Fürstenberg Villingen und Haslach als erbliches Reichslehen erhielt.

Es war derselbe Heinrich von Fürstenberg, der als großer Förderer und Gönner schon ab 1255 sichtbar grundherrliche Pflichten in der Stadt wahrnahm, den Münsterbau förderte (Chor = Grablege der Fürstenberger), Johanniter (1257) und Franziskaner (1268) in die Stadt rief, das Heilig-Geist-Spital stiftete (Grundstück-Stiftung der Witwe Agnes v. Fürstenberg 1288 belegt) und dem Münster den berühmten und heute noch erhaltenen Fürstenbergkelch schenkte, wofür die Bürger der Stadt das ebenso berühmte Scheibenkreuz stifteten, das einzige urkundlich belegte Werk des großen Freiburger Goldschmiedes Johannes von 1268.

In diese Zeit fällt der große und einzige Villinger Stadtbrand im Jahre 1271 (Hugsche Chronik, S. 1 : 330, Menschen, Frauen und Kinder seien „verbrunnen" und die ganze Stadt außer Johanniterkloster, Barfüßerkloster und Heilig-Geist-Spital niedergebrannt).

Vom früheren Stadtrecht Villingens ist vor der Kodifizierung der wichtigsten stadtrechtlichen Bestimmungen im Jahre 1371 nichts überliefert. Einiges kann für das ältere Recht, die Verfassung der Stadt, für die frühere Zeit aus der Zusammenfassung der verschiedenen Rechte erschlossen werden. An-



Markturkunde von 999

dere Hinweise auf dingliches Recht sind aus Vorgängen rechtsverbindlicher Art zu schließen. Es sind gewisse Rechte des Reichslehensherrn Kaiser Friedrich II. ersichtlich aus der Überlassung von Mühlen „in meiner Stadt Villingen gelegen", an das Kloster Tennenbach.

Schon Ende des 13. Jahrhunderts mehren sich die Zeichen des Streits zwischen dem Grafen von Fürstenberg und der Stadt Vil-

lingen, die in den 90er Jahren erstmals einen Vertreter der Bürger, den Bürgermeister, wählt, und die Zünfte in Villingen zur Macht drängen. Schon 1324 gelingt es ihnen, sich ihren Anteil am Stadtregiment zu sichern: sie bilden von diesem Jahr an den großen Rat der 9 Zunftmeister selbfünft neben dem kleinen Rat, den 18 Richtern mit Bürgermeister, Schultheiß, Altbürgermeister, Altschultheiß 22 Mitglieder zählend. Der kleine oder „minre" Rat hatte sich bis dahin aus der Oberschicht, dem Patriziat, gebildet, wobei sich nur sehr schwer ausmachen läßt, welchen Ständen diese sogenannten Patrizier angehörten. Vielleicht waren es emporgekommene und zu Geld gelangte Kaufleute, die aber bezeichnenderweise in Villingen keine Zunft gebildet haben.

Als die beiden Stadtherren, die Grafen Johann und Götz von Fürstenberg, mit ihrem Vetter Heinrich in der Baar in Streit lagen und 150 schwerbewaffnete Villinger mit „guoten Hengsten" nach Haslach zu Hilfe riefen, wurden diese 150 Villinger überwältigt und in die Haslacher Türme geworfen. Das geforderte Lösegeld, 7500 Mark Silber oder 41 000 Gulden, eine riesige Summe, konnte die Stadt zu der Zeit nicht aufbringen, und so sah Herzog Albrecht von Österreich eine günstige Gelegenheit, die Stadt unter seinen Schutz zu stellen, indem er es übernahm, die Summe zu bezahlen. Mit diesem Ereignis vom Jahre 1326 gelang es der Stadt, sich einer Herrscherdynastie anzuvertrauen, die ihr Geschick in 500jähriger Geschichte bis zu Josef II. bestimmte.

Das 14. Jahrhundert brachte für die Stadt die größte wirtschaftliche Blüte durch den Tuchhandel, der nach 1400 im Verlauf der allgemeinen europäischen Entwicklung jedoch bald zu Ende ging. Die Politik des als tatenlos bezeichneten Kaisers Friedrich III. veranlaßte die Stadt, erstmals eine eigene (Außen)Politik zu treiben, indem sie versuchte, mit der erstarkten Eidgenossenschaft (Vertrag mit Schaffhausen und Rottweil) in Verbindung zu treten. Größere Ereignisse, vor allem militärischer Art, brachte die Auseinandersetzung zwischen Kaiser Maximilian und der Eidgenossenschaft im Schweizerkrieg. Die Stadt hatte in diesem unseligen Kampf Verluste zu beklagen und es bedürfte ausführlicheren Darstellungen, die Verwirrungen dieser Jahrzehnte, so z. B. den Venedigerkrieg Maximilians, darzustellen. Der Bauernkrieg und die Religionsspaltung, welche unmittelbar nach dem Tode Maximilians einsetzten, brachten für die Stadt sehr unruhige Zeiten, die zusammen mit den jahrzehntelangen Pürschgerichtstreitigkeiten und den Auseinandersetzungen mit dem Herzog von Württemberg besonders wegen der Besitzungen des Klosters St. Georgen, das 1536 in die Mauern der Stadt geflüchtet war, sich noch verstärkten. Man sieht an den Musterungslisten vor und nach 1600, daß die Stadt Villingen den Unruhen der Zeit nicht tatenlos gegenüberstand, daß die Anstrengungen im Dreißigjährigen Krieg sich auch lohnten, als die schweren Bedrohungen, Belagerungen und Eroberungsstürme von der Stadt immer abgewiesen werden konnten. Württemberger und Schweden hatten mehrmals versucht, die Stadt zu gewinnen und 1634 durch die sogenannte Wasserbelagerung, wovon der „Schwedendamm" im Süden der Stadt seinen Namen hat, die Stadt bedroht. Die nachfolgenden Jahrzehnte nach dem Westfälischen Frieden hatten etwas Ruhe gebracht. So konnten z. B. die Benediktiner den Bau ihrer Barockkirche beginnen. Doch schon in den 70er Jahren brachte der französische König Ludwig XIV. mit seiner Politik soviel Unruhe in Land und Stadt, daß man ernsthaft erwog, die Stadtbefestigung modern auszubauen, wozu der kaiserliche Festungsbauingenieur Gumpp 1692 einen Plan mit zwei realistischen Stadtansichten, die vermutlich das genaueste Bild der mittelalterlichen Stadt geben, fertigte.

Villinger Mäschgerli und Narro mit Surhebel phot. K. Müller Freiburg

Wie notwendig eine Verstärkung der Befestigung war, erwies sich, als die Franzosen unter Marschall Villars (1703) die Stadt beschossen und unter Marschall Tallard im Jahre 1704 schwer belagerten und ergebnislos zu stürmen versuchten. 1744 war die Stadt dann nicht mehr in der Lage, sich im österreichischen Erbfolgekrieg zu verteidigen. Am 10. September übergab sie sich, ohne je an sinnlosen Widerstand zu denken, dem französischen Marschall Belleisle und huldigte Kaiser Karl VII. Ein halbes Jahr später wurden alle Waffen, Kanonen und sonstiges Kriegsmaterial, 120 Wagen voll, nach Straßburg geführt, wodurch die Stadt ihren Wert als Festung verlor. Die Zeichen des Niedergangs städtischer Eigenständigkeit mehrten sich, als die Zünfte vom Jahre 1756 an vergeblich gegen geheime Abmachungen des Bürgermeisters mit der Regierung in Freiburg über die Entmachtung des Magistrats vorgingen. Über 30 Jahre wehrten sich die Zünfte energisch gegen die Aushöhlung der städtischen Selbstverwaltung, was aber schließlich an den Reformplänen Kaiser Josefs II. scheiterte. Dieser wußte eine der Hauptstützen der Villinger Selbständigkeit und wirtschaftlichen Kraftquellen auszuschalten, nämlich die bedeutenden Villinger Klöster aufzuheben. 1783 setzte er seine Erlasse durch; wenn auch die Johanniter sich noch etwas länger halten konnten, so war dies nur eine Verzögerung einer langsamen aber sicheren Aufhebung der Eigenständigkeit der Stadt. Napoleon hat das von Josef II. begonnene Werk vollendet. Im Frieden von Lunéville im Dezember 1802 ging der Breisgau mit Villingen an den Herzog Hercules III. von Modena, im Oktober 1803 an dessen Schwiegersohn, den österreichischen Erzherzog Ferdinand Karl und von diesem im Dezember 1805 an Württemberg. Im September 1806 kam Villingen zufolge des Pariser Vertrags vom 12. Juli 1806 an Großherzog Karl Friedrich von Baden.

Unter großherzoglich badischer Obrigkeit

Die großherzoglich badische Ära, die mit dem großherzoglichen Amtmann im Jahre 1806 im aufgehobenen Franziskanerkloster ihren Einzug gehalten hatte, war darauf bedacht, den Staat binnen kurzer Zeit auf die Metropole Karlsruhe auszurichten und die 500jährige vorderösterreichische Geschichte schnell vergessen zu machen. In Villingen war den Karlsruher Bemühungen wenig Widerstand entgegengesetzt worden, auch als deutlich sichtbar wurde, daß über einen Kulturabbau hinaus in Villingen eine politische Schwächung der Stadtverwaltung angestrebt wurde. Die Wegnahme der Silbermannorgel aus der Benediktinerkirche mit dem auf eine Uhr eingerichteten Glockenspiel und die unter Vortäuschung einer Kontrolle nach Vorzeigen weggenommene Markturkunde Kaiser Ottos III. von 999 zeigen schlechthin die neue Situation, in der sich die Stadt befand. In den folgenden Jahrzehnten bis zur 48er Revolution wurden viele große Zeugen der Vergangenheit beseitigt: 1827 das Kornhaus in der Oberen Straße, der langsame Abbruch der Johanniterkommende, die Entfremdung des Franziskanerklosters, die Belegung der Benediktinerkirche mit Militär, Vieh usw., das Verlangen, die mittelalterliche Bickenbrücke aus Verkehrsgründen abzubrechen, das Verlangen, den Johanniterkirchturm des 13. Jahrhunderts aus Sicherheitsgründen abzubrechen, der Abbruch der romanischen Altstadtkirche 1851 und vieles andere mehr kennzeichnen Geschichte und Geschick der Stadt um diese Zeit. Die Unzufriedenheit der armen Bevölkerung, die noch weithin von der Landwirtschaft und Weide lebte, hatte zur Folge, daß die Revolution von 1848 am Ort recht heftig ausbrach und ebenso heftige Reaktionen der staatlichen Obrigkeit zur Niederschlagung der Revolution auslöste, was eine 7- bis 8jährige Armut kaum gekannten Ausmaßes nach sich zog. Die Stadt hat sich erst 1857 mit einer ersten

großen Industrieausstellung aus der großen Not erheben können, und sie zeigte Tüchtigkeit und Fleiß, besonders in der Feinmechanik, in der bereits früher begonnenen Uhren- und Orchestrienherstellung und in ähnlichen Industrie- und Handwerkszweigen. Hausgewerbe und Handwerk waren es also, die mit der Ausstellung 1857/58 aus der schwersten wirtschaftlichen Krise herausführten. Das Jahr 1873 kann als das Geburtsjahr des neuen Villingen bezeichnet werden, da mit dem Ausbau der letzten Teilstrecke zwischen Hausach und Villingen die Schwarzwaldbahn die Stadt erreichte. Vier Jahre vor dem vollständigen Ausbau der Schwarzwaldstrecke war die Eisenbahnverbindung Villingen—Rottweil ebenfalls fertig geworden. Der Anschluß an das deutsche Eisenbahnnetz war somit vollständig. Schon zwei Jahre später, 1875, konnte die Stadt die 2. Industrieausstellung eröffnen, bei der erstmals vier Villinger Uhrenfabriken (zwischen 40 und 120 Beschäftigten) ausstellten. Die Orchestrienherstellung hatte in diesem Jahr bereits in Villingen Fuß gefaßt. Im selben Jahr wurde eine private Gasfabrik in Villingen gegründet. Sie wurde durch die Heranbringung von Kohle durch die Eisenbahn erst lebensfähig. Unter dem Bürgermeister Osiander vom Jahre 1882 bis 1903 war die Entwicklung Villingens einer gewissen Stagnation unterworfen. Die Heimatverbundenheit des Bürgermeisters Osiander hatte in diesem Fall den Nachteil, daß er keinen Sprung zur wirtschaftlichen Entwicklung wagte und lediglich 1896 eine zentrale Wasserversorgung einrichtete, wo zuvor 47 private und öffentliche Brunnen den Wasserhaushalt der Stadt sicherstellten. Die Brunnen, ein Wahrzeichen der Zähringerstadt, waren mit der Gründung der Stadt zusammen und den durch die Straßen führenden Stadtbächen eines der Merkmale der sogenannten „Ackerbürgerstadt", wie sie bis zum Anfang dieses Jahrhunderts noch genannt werden kann. Mit dem Bürgermeisterwechsel 1903, wo der erste Nichtvillinger, Dr. Braunagel, sein Amt übernahm, wurden eine Reihe von wichtigen Einrichtungen zum Wohle der Stadt geschaffen, so das erweiterte Gaswerk in Stadtregie übernommen, das große Friedrichkrankenhaus gebaut, ein heute noch funktionsfähiger Schlachthof erstellt und 1911 der Anschluß an das Kraftwerk Laufenburg erreicht. Diese großen Einrichtungen und einige andere mehr entstanden fast ausschließlich in den Jahren 1906 und 1907. In diesem Jahr fand die 3. große Industrieausstellung in Villingen statt, zu welcher sogar der Großherzog erschien und die für das ganze Gebiet von beispielhafter und in die Zukunft weisender Bedeutung war. Die 23,4 ha messende Altstadt, die während der Jahrhunderte ihrer Geschichte meistens zwischen 2500 und 4000 Einwohner beherbergt hatte, begann in diesen Jahren stark über die Mauern zu drängen.

Villingens moderne Industrie, die aus Familienbetrieben aufgebaut war und die vorwiegend feinmechanische und Elektro-Betriebe sind, steht heute in der Exportintensität mit 28 % in Baden-Württemberg an 2. Stelle nach dem Stadtkreis Heidelberg. Die größeren Unternehmen, so die Kienzle Apparate, die u. a. Computer der mittleren Datenverarbeitung herstellen, SABA, die seit den 20er Jahren Rundfunkgeräte u. a. herstellen, Binder Magnete, die 1911 mit Schnitt- und Stanzwerkzeugen begannen und heute wahrscheinlich der bedeutendste deutsche Betrieb für Magnetspulen sind, Kaiser-Uhren, Winkler, Bäckereimaschinen u. a. fanden ihre erste Entwicklung vor und nach dem 1. Weltkrieg. Am Gewerbesteueraufkommen lassen sich die Entwicklungsstufen heute ablesen. Während es im Jahre 1968 9 Mill. waren, betrug das Gewerbesteuerauf-

kommen 1969 schon 14 Mill. DM. Der Etat der Stadt:

1949	7	Mill.
1959	38,5	Mill.
1969	71	Mill.
1970 voraussichtlich	101	Mill.
		(ord. u. außerord.)

beweist wiederum die dynamische Entwicklung, welche auf einer leistungsfähigen, gut proportionierten Industrie ruht.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß sich die Stadt nach dem 1. und 2. Weltkrieg — man könnte sagen — im Gegensatz zum 19. Jahrhundert jeweils gut erholt hat und eine Entwicklung nahm, die sich mit anderen Städten und Gebieten jederzeit messen kann.

Dies zeigt sich in den verschiedensten Bereichen, z. B. der Erweiterung der Schulen. Vom 1. Weltkrieg bis heute sind die beiden Volksschulen auf acht Hauptschulen angewachsen. Mehrere berufsbildende Schulen wurden neu gebaut. Ein großer Gymnasiumsbau wurde 1969 begonnen. Mehrere Kirchenneubauten wurden erstellt und in ähnlicher Weise haben sich kulturelle Einrichtungen, nicht zuletzt der rege Betrieb der Theatergemeinde und das sehr leistungsfähige Volksbildungswerk entsprechend ausgedehnt.

Die beiden Museen der Stadt sind in Art und Umfang ein Spiegelbild der im Mittelalter bedeutenden und wieder zu Bedeutung strebenden Stadt, die in ihrer historischen Bausubstanz — z. B. ist die Franziskaneranlage vollständig erhalten — und dem unveränderten Grundriß der Zähringerstadt eine gewisse Sonderstellung einnimmt.

Neuenburg

Von Konstantin Schäfer, Neuenburg

Am Rathaus zu Neuenburg stehen um das Mosaik-Stadtwappen in der offenen Vorhalle drei Jahreszahlen: 1175, 1292 und 1958. Wenn sich der Rat der Stadt in seinem Sitzungssaal versammelt, tut er dies nicht in einem durch eine jahrhundertealte Tradition geweihten Raum. Unten am Hochufer, wo von dem Autobahnzubringer die Abzweigung zur Stadt aufsteigt, zeigt eine große Tafel eine mittelalterliche Stadt mit hochragendem großem Münster, mit Mauern und Türmen. Biegt der Besucher dann in die breite Hauptstraße ein, findet er nichts von alledem. Das Rathaus ist ein moderner Bau in der Front einer mit springenden Wassern und blühenden Sträuchern versehenen Anlage. Die mächtige, in gefälligen Proportionen erbaute Liebfrauenkirche wurde 1953 geweiht. Er findet nichts, das ihn an die stolze, aber leidvolle Vergangenheit dieser Stadt erinnern könnte. Selbst wenn er vor dem Mahnmal der Gefallenen beider Weltkriege steht, wird er vielleicht verständnislos den gemarterten Rumpf und den gespaltenen Schädel des Gekreuzigten sehen. Diese Schändung stammt aus dem letzten Weltkrieg, nachdem das Kreuz, allein noch die Trümmer der Stadt überragend, alle Kriege der letzten Jahrhunderte überdauert hatte. Neuenburg war einst eine freie Reichsstadt. Ihre stolzeste Zeit hat sie während ihrer Zugehörigkeit zu Vorderösterreich erlebt, in der sich ein freier starker Bürgersinn entwickelte, den kein Schicksalsschlag beugen konnte.

1175 steht für das Jahr der Gründung links vom Stadtwappen am Rathaus. 1292 ist das Jahr der Verleihung weitgehender Privilegien durch König Adolf von Nassau. 1958 ist das „quant-même" der Neuenburger, das Trotzdem gegenüber dem Vernichtungswillen, der sie in dauerndem Ansturm auszulöschen trachtete.

So ist das Bild der modernen Landstadt, das den Sucher eines mittelalterlichen Stadtbildes beim ersten Blick in seiner nüchternen, sauberen Sachlichkeit enttäuschen mag, ein beglückendes Symbol, das den Sieg des menschlichen Willens über alle Vernichtung bezeugt.

Die Festsetzung des Gründungsjahres ist eine Hypothese. Sicher sind nur die die Gründungszeit begrenzenden Zahlen 1170 und 1180.

An der Stelle der späteren Stadt stand im Anfang des 12. Jahrhunderts ein Wirtschaftshof, den Herzog Bertold IV. von Zähringen samt dem umgebenden Land im Jahre 1161 für 30 Reichsmark an Abt Hesso vom Kloster Tennenbach verkaufte, dessen Schutzherrschaft Bertold IV. übernommen hatte. Was solchergestalt sich friedlich anließ, sollte sich bald ändern. Clementia, die Tochter von Herzog Konrad und eine Schwester von Bertold IV. hatte 1148 Heinrich den Löwen geheiratet. Als Mitgift hatte sie unter anderem auch die Herrschaft Badenweiler erhalten. Diese außerhalb seines Interessengebietes liegende Herrschaft tauschte Heinrich der Löwe gegen andere in Sachsen gelegene Güter mit Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Barbarossa suchte eine unmittelbare Verbindung zum Elsaß zu gewinnen, wo die Hohenstaufen das Landgrafenamt inne hatten. Von hier aus gedachte er, auf die Freigrafschaft Burgund Einfluß nehmen zu können. Diese Freigrafschaft war aber von König Lothar an Herzog Konrad von Zähringen vergeben worden. So mußte es Herzog Bertold IV. von Zähringen daran gelegen sein, dem Machtstreben des Hauses Hohenstaufen einen Sperriegel zwischen Badenweiler und dem Elsaß vorzuschieben. Dieser politischen Lage

Merianstich 1693

verdankt Neuenburg seine Entstehung. Bertold IV. nahm dem Kloster Tennenbach den ihm verkauften Hof und das umgebende Land wieder ab und gründete am günstigen Rheinübergang die Stadt Neuenburg. Es war für die junge Stadt ein wenig verheißungsvoller Beginn.

Während der Regierungszeit Herzog Bertolds V. erfuhr die Stadt eine verhältnismäßig ruhige Zeit der Entwicklung. In den Mauern Neuenburgs wurde entsprechend ihrer Bestimmung zahlreicher Wehradel angesiedelt, so u. a. die Brenner, die 1307 erstmals erwähnt werden und noch 1511 in Urkunden erscheinen, die Ritter von Endingen, die Herbst, Hetzel, Häsing, v. Neuenfels, v. Nufar, v. Pulster, v. Sept, die Sermenzer und die Snewelin.

Nach dem Tode Bertolds V., der kinderlos starb, erklärte Kaiser Friedrich II. den größten Teil des Erbes als Reichsgut, darunter auch Neuenburg. So wurde Neuenburg 1215 erstmals Reichsstadt. In dem Kampfe Friedrichs II. mit seinem Sohne Heinrich mußte die Stadt zum ersten Male auch das Schicksal der Verheerung erleiden.

Schon 1254 endete die kurze Zeit der Reichsfreiheit, als die Stadt in den Besitz des Grafen Konrad von Freiburg gegeben wurde.

Unter dessen Sohn Heinrich empörte sie sich 1272 in einem dramatischen Geschehen gegen seine Herrschaft und verband sich mit dem Bischof von Basel. In der entstehenden Fehde stand auch Graf Rudolf von Habsburg gegen die Stadt, die sich erfolgreich verteidigte und ihrerseits über Ottmarsheim, Rixheim und Blodelsheim im Elsaß brandschatzend herfiel. Als Rudolf von Habsburg zum König gewählt wurde, öffnete ihm Neuenburg die Tore, und es wurde am 13. Januar 1274 zum zweiten Male freie Reichsstadt.

1292 übergab König Adolf von Nassau im Ratssaale der Stadt persönlich einen weitgehenden Freibrief, das sogenannte Adolphinische Privilegium.

Stadtsiegel um 1200

Neuenburg war neben Freiburg, Breisach und Basel zum bedeutendsten Ort am südlichen Oberrhein geworden. Die zur Hälfte auf einer Halbinsel in das Rheinvorland hinaus ragende Stadt läßt heute noch in ihrer Planung das Kennzeichen der Zähringer Stadtgründung erkennen, die sich rechtwinklig schneidenden, breit angelegten Marktstraßen, wenn auch heute direkt am Kreuzungspunkt die West-Ostachse steil zum Rheinvorland abbricht: Die reißenden Wasser des Rheins hatten 1525 ihr stetig fortschreitendes Vernichtungswerk vollendet und gut die Hälfte der Stadt mitsamt dem Münster hinweggerissen. Auf dem bekannten Merianstich aus der Typographia Alsatiae ist ein kleines Stück des stehengebliebenen Chores noch zu sehen.

Schon 1292 wird das Münster erwähnt, die Namen von 15 Seitenaltären werden genannt. Ihr Vorhandensein läßt auf die Größe des Bauwerks schließen. Außerdem befanden sich in Neuenburg noch folgende Kirchen: die St. Johanniskirche (erstmals erwähnt 1248, zerstört 1675), die Franziskaner-Klosterkirche, ebenfalls 1675 im Holländischen Krieg zerstört, die Spitalkirche, die St. Georgen-Kapelle im Sondersiechenhaus, die Pilgramskapelle, die Niedere-Kapelle in der Niederstadt unter dem Hochufer und die Heilig-Kreuz-Kapelle außerhalb der Stadt.

Vier Stadttore schlossen die beiden Achsen ab. An der nördlichen Hälfte der Nord-Süd-Achse, die als Teil der alten Rheinstraße von

Basel nach Freiburg und Breisach die Stadt kreuzt, lagen u. a. die Ratslaube, die Gerichtslaube, die Tanzlaube und die Brotlaube. Von Rudolf von Habsburg an bis (1563) zu Ferdinand I., dem Bruder Kaiser Karls V., versäumte es kein Kaiser, die Stadt zu besuchen. Wenn uns auch eine alte Angabe der Einwohnerzahl der damaligen Zeit mit 6000 als viel zu hoch erscheint, dürfte sie immerhin nach dem Umfang ihrer zu leistenden Abgaben zwischen 3000 und 4000 betragen haben.

1311 endete die zweite Reichsunmittelbarkeit der Stadt. Ludwig der Baier verpfändete die Stadt an die Herzöge Otto und Albrecht von Österreich. Neuenburg verschloß den Herzögen die Tore, mußte sich aber nach einer siebenwöchigen Belagerung fügen. Seitdem blieb Neuenburg vorderösterreichisch bis zu seinem widerstrebenden Übergang an Baden im Jahre 1806.

Als sich die österreichischen Herren darum bemühten, in ihren Vorlanden eine Einheitswährung einzuführen, wurden die Münztage des Rappenmünzbundes in Neuenburg durchgeführt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir die Erwähnung von „denarii monetae Nuwenburgensis" und von „Pfg gewonl. Nüwenburger", was die Annahme einer eigenen Neuenburger Münzstätte bekräftigt.

Aus Neuenburg stammt der letzte große Reichschronist des Mittelalters, Mathias von Neuenburg. Das Datum seiner Geburt liegt zwischen 1294 und 1297. Sein Lebenslauf bietet uns ein faszinierendes Bild hochmittelalterlichen Geschehens. Es gibt uns Streiflichter aus höfischem Leben, kirchlichem Machtstreben, aus innerstädtischen Kämpfen, staatlicher Verwicklung und menschlicher Lebenshaltung.

Nach seinem Studium in Bologna, wo wir ihn im Immatrikulations-Verzeichnis von 1315 eingetragen finden, trat Mathias von Neuenburg in den Dienst des geistlichen Gerichtshofes zu Basel. Durch seine Ehe mit Elisabeth Münch kam er in den Kreis der einflußreichsten Basler Geschlechter. Als Bertold von Bucheck den Bischofsstuhl von Straßburg erhielt, wurde Mathias dessen Rechtskonsulent und wurde von ihm mit der Burg Beheimstein am Ungersberg im Albrechtstal belehnt. Leider verbrannte die Straßburger Handschrift seiner Chronik während des Krieges 1870; drei weitere Handschriften werden in Bern, in Wien und in der Vatikanischen Bücherei bewahrt. Einer seiner Söhne wurde Kanonikus zu Haslach; sein zweiter Sohn, Heinzmann, wurde durch sein unruhiges Blut in einen Überfall verwickelt und aus Straßburg verbannt. Auch das Todesjahr von Mathias von Neuenburg liegt wie sein Geburtsjahr nicht fest, er muß zwischen 1364 und 1370 verstorben sein.

Das Konstanzer Konzil brachte für Neuenburg eine bedeutungsvolle Stunde. Papst Johannes XXIII. war mit Herzog Friedrich IV. aus Konstanz geflohen, um sich seiner erzwungenen Absetzung zu entziehen. Von Freiburg und Breisach kommend, zog er am 25. April 1415 in Neuenburg ein, um von hier über den Rhein nach Burgund zu fliehen. Die erregten Bürger fürchteten die Folgen für ihre Stadt, versammelten sich vor seinem Absteigequartier und nötigten den Papst, die Stadt zu verlassen. Von Konstanz aus verhängte Kaiser Sigismund über Herzog Friedrich IV. die Reichsacht. Neuenburg wurde 1415 zum dritten Male Reichsstadt, allerdings nur für zwölf Jahre. Mit der Wiedereinsetzung des Herzogs in seinen alten Besitz wurde Neuenburg wieder österreichisch.

Um die Verhältnisse in den vorderösterreichischen Landen zu ordnen, wurden 1448, 1468 und 1469 Landtage nach Neuenburg einberufen. Markgraf Karl von Baden war als Verwalter der vorderösterreichischen Lande eingesetzt. Der in steter Geldnot lebende Herzog Sigismund verpfändete schließlich den Sundgau und den Breisgau

Neuenburg vor dem Zweiten Weltkrieg

an Karl den Kühnen von Burgund, der auf diesem Wege den kühnen Plan eines großburgundischen Reiches zwischen Frankreich und Deutschland zu verwirklichen dachte, um von hier aus beide in einem einzigen Reiche zu vereinen.

Als Verwalter der verpfändeten Gebiete setzte er Peter von Hagenbach ein, der seinen Sitz in Breisach nahm. Es konnte nicht ausbleiben, daß es bald zu Reibungen zwischen ihm und der Stadt Neuenburg kam, da ein großer Teil ihrer Besitzungen jenseits des Rheines lag und die Neuenburger nach den Adolphinischen Privilegien Anspruch auf alle Rheininseln und auf das Fischrecht im Strom erhoben.

Die Stadt Freiburg hatte Kenntnis von einem geplanten Überfall Hagenbachs auf Neuenburg erhalten und warnte 1471 ihre Schwesterstadt. Als 1473 Bürgermeister Siegelmann anläßlich einer Hochzeit in Lohr im Elsaß weilte, nahm ihn Hagenbach gefangen, um mit der führerlosen Stadt ein leichteres Spiel zu haben. Er ließ Siegelmann nur gegen das Versprechen frei, die Stadt niemehr zu betreten. Die Bürger erzwangen aber die Rückkehr ihres Oberhauptes.

Im Sommer 1473 stellte Freiburg der Stadt erneut eine Warnung zu. [1]

Im Winter des gleichen Jahres berichtete Basel von einem bevorstehenden Kriegszug Hagenbachs gegen Neuenburg. Es kam ein Bündnis mit Basel zustande, das Hagenbach an der Ausführung seines Vorhabens verhinderte. Dafür rückte er im Frühjahr 1474 mit 600 Mann gegen die Stadt vor, die aber von Freiburg und Bern Hilfe erhielt. So mußte Hagenbach wiederum aufgeben und hielt in Ottmarsheim Gericht über die Stadt ab, die er für vogelfrei erklärte. Durch eine Änderung der politischen Lage standen nun auch österreichische Truppen für den Schutz

der Stadt zur Verfügung, und Hagenbach mußte endgültig aufgeben. In der Gerichtssitzung zu Breisach über Hagenbach, die nach seiner überraschenden Gefangennahme auf Tod durch das Schwert erkannte, war auch Neuenburg mit zwei Geschworenen vertreten.

Um sich jedoch gegen die dauernden Geldforderungen des Herzogs Sigismund zur Wehr zu setzen, schloß Neuenburg 1475 mit den Städten Freiburg, Breisach und Endingen für 10 Jahre ein Bündnis, das 1485 um 14 Jahre und 1499 um weitere 10 Jahre verlängert wurde.

In König Maximilian I. gewann Neuenburg einen großen Freund. Er kam nach Neuenburg und bestätigte die alten Rechte. Die Regierungsform, die Maximilian einführte, war das Zeichen für den Beginn einer neuen Zeit. An der Spitze stand der von ihm ernannte kaiserliche Statthalter mit seinen Räten. Ihnen waren aber die Vertreter des Adels, der Klöster und der Bürger stimmberechtigt beigeordnet als erster, zweiter und dritter Stand. Im dritten Stand war auch Neuenburg vertreten.

Wieviel Maximilian an der Stadt Neuenburg gelegen war, zeigt sein Angebot, das er 1496 der Stadt machte:

„Da nun uns, dem heiligen Reich und unsern erblichen Landen an derselben Stadt marklich und Ziel gewesen ist", wünschen wir, „doß sy von Grundt sin Newe Stat von der alten Stat, hinauf bis an den Reggenhag, wie ihnen dann das durch unsern Landvogt in Elsaß aufgezeigt wirdet, pawen und dieselb mit Muren, Thurm, Graben und anderem zu der weer nach notdurfften einfassen, zu michter und befestnen sollen."

Er versuchte die Bedenken der Stadt zu zerstreuen, indem er ihr das Zollrecht an der Landstraße, der heutigen Bundesstraße 3, zugestand. Die Bürger wollten ihren angestammten Platz nicht verlassen und dem Strom nicht weichen, der schließlich dann 1525 der Stadt den erheblichsten Schaden zufügte. 1498 wurde wiederum ein Münztag und 1499 ein Landtag in Neuenburg abgehalten. Allerdings mußte die Stadt sich auch an den Kämpfen des Kaisers beteiligen.

Die Zeit der sich ankündigenden Reformation fand auch in Neuenburg ihr Echo. Schon 1522, mehr als dreißig Jahre bevor die Markgrafschaft zur Reformation übertrat, berief Neuenburg aus freiem Entschluß den ehemaligen Angehörigen des Karthäuser-Ordens, Otto von Brunfels, als Prediger der neuen Lehre. Die Insassen des Franziskaner-Klosters der Stadt traten geschlossen dem neuen Glauben bei. An ihre Stelle zogen die Kapuziner in das verlassene Kloster ein. Das Edikt von Ensisheim zwang 1524 die Stadt zur Rückkehr in die alte Kirche.

Nach der Reformationszeit brachte der Bauernkrieg neue Bedrängnisse. Unter ihrem Anführer Hans Hammerstein von Feuerbach schlossen am 9. Mai 1525 die Bauern die Stadt ein, nachdem es dem Propst des Klosters Gutnau und den beiden einzigen Nonnen noch gelungen war, hinter den Mauern Neuenburgs Schutz zu suchen. Als die Hilferufe nach Freiburg und Breisach ohne Erfolg blieben, da diese Städte in der gleichen Gefahr standen, öffneten die Bürger die Tore und zahlten die geforderte „Verehrung" von 3000 Gulden, um dadurch der Plünderung und Brandschatzung zu entgehen.

Nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes verlangte 1526 die vorderösterreichische Regierung von der Stadt, sich für ihr Verhalten während des Bauernkrieges zu rechtfertigen. Das noch erhaltene Rechtfertigungsschreiben des Magistrats an die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim (1526) gibt uns nicht nur ein Bild von der Lage vieler kleiner Städte in dieser Zeit, es zeugt auch von einem geraden Bürgersinn, der bei aller Einhaltung der gebotenen Form den Vorwurf deutlich werden läßt: Was wollt Ihr uns anklagen, die Ihr doch unsern

Neuenburg mit Altrhein

Hilferuf nicht gehört und uns im Stich gelassen habt!

Unter den Freunden der Stadt in jener bewegten Zeit sind besonders zu erwähnen Bonifatius Amerbach und sein Freund Erasmus von Rotterdam. Amerbach, der berühmte Rechtsgelehrte und mehrmalige Rektor der Universität Basel, war ein Sohn des Basler Buchdruckers Johann Amerbach.

Bonifatius Amerbach heiratete die Tochter Martha des wohlhabenden und angesehenen Bürgermeisters der Stadt Neuenburg, Leonhard Fuchs. Es geschah im gleichen Jahr 1527, in dem in Neuenburg nach schwierigen Verhandlungen im sogenannten Neuenburger Vertrag die Entschädigungsansprüche an die Markgrafschaft für die Folgen des Aufstandes der Markgräfler Bauern auf österreichischen Boden geregelt wurden.

Erasmus von Rotterdam kam mit seinem Freunde öfters in die Stadt. Die Einführung der Reformation in den markgräflichen Landen hatte dem katholischen Landkapitel Neuenburg empfindlichen Schaden zugefügt. Um alle damit zusammenhängenden Fragen zu regeln, kamen 1561 die vorderösterreichischen Prälaten und Stände in Neuenburg zusammen und schlossen einen Vertrag. Auch ein Münztag wurde 1561 nach Neuenburg einberufen. 1563 betrat mit Ferdinand I. zum letztenmal ein Kaiser den Boden Neuenburgs, um die alten Privilegien zu erneuern.

Der erste Teil des 1618 ausbrechenden Krieges spielte sich fern der Stadt als eine mehr böhmische Angelegenheit ab. Auch während der Ausweitung zum böhmisch-pfälzischen und schließlich zum sächsisch-dänischen Krieg blieb das Oberrheingebiet von Kämpfen frei. 1630 begann der dritte Abschnitt des großen Krieges, der schwedische Krieg. König Gustav Adolf griff in die Kämpfe ein. Seine Truppen rückten gegen den Süden vor. In rascher Folge fielen am 9. und 12. Dezember 1632 Kenzingen und Staufen in die Hände der Schweden. Am 13. Dezember

mußte Neuenburg bereits den anrückenden Truppen die Tore öffnen. General Horn zog mit der Hauptschar weiter vor Freiburg, das er am 19. Dezember besetzte. Von Breisach aus entrissen mit einem überraschend geführten Handstreich die Kaiserlichen den Schweden wiederum die Stadt Neuenburg. Da Freiburg in den Händen der Schweden blieb, nahm die vorderösterreichische Regierung ihren Sitz in Neuenburg. Schon im Sommer 1633 begannen die Schweden mit der Wiedereroberung der verlorenen Gebiete. Am 28. Juni 1633 standen sie mit ihrer ganzen Streitmacht vor der Stadt und begannen mit dem Bombardement. Am 29. Juni mußten sich die Kaiserlichen ergeben, und die Stadt war wieder in den Besitz der Schweden übergegangen. Im Oktober mußten sich die Schweden, durch die veränderte Lage auf den andern Kriegsschauplätzen genötigt, wieder aus Freiburg und Neuenburg ins Elsaß zurückziehen. Anfang April standen sie jedoch wieder vor der Stadt. Am 5. April begann die Beschießung, die kaiserliche Besatzung floh auf dem Rhein mit dem größten Teil der Bevölkerung, und wiederum war Neuenburg in schwedischen Händen.

Wie sehr die Bevölkerung der Stadt unter diesen Ereignissen zu leiden hatte, geht aus dem Bericht des schwedischen Kommandanten Neuenburgs hervor, der am 2. September 1634 nach Freiburg berichtetete, daß in Neuenburg alles „aufgefressen" sei, die armen Bürger seien gestorben und verdorben. Nur noch zwölf Bürger seien übriggeblieben.

Nun erschien Frankreich auf dem Kriegsschauplatz. Am 16. September räumten die Schweden Neuenburg. Die geflohenen Bürger konnten wieder zurückkehren in der Hoffnung, unter dem Schutze Frankreichs nun ruhigere Zeiten erwarten zu dürfen.

Wieder war eine Änderung der Lage eingetreten. Herzog Bernhard von Weimar war in schwedische Dienste getreten. Er hoffte, sich durch geschicktes Lavieren hier am Rhein ein Fürstentum zu erwerben. Als Hauptstadt seiner zukünftigen Lande hatte er Breisach ausersehen, das noch in kaiserlichen Händen war. Er schlug 1638 in Neuenburg sein Hauptquartier auf und nahm im Hause von Reinhart Marstaller Wohnung. Von hier aus leitete er seinen Angriff auf Breisach ein, das er am 17. Dezember einnahm. Frankreich, mit dem er sich vertraglich verbunden hatte, forderte von ihm die Herausgabe Breisachs. Er lehnte alle Angebote ab. Bei einem Aufenthalt in Burgund erkrankte er an einer Seuche. Er starb am 18. Juli 1639 in Neuenburg, von wo er nach Breisach übergeführt und in der Skapulier-Kapelle des Münsters vorläufig beigesetzt wurde. Im August 1655, sieben Jahre nach dem Frieden von Münster und Osnabrück, fand er endgültig in der Stadtkirche zu Weimar seine Ruhestätte.

Herzog Bernhard hatte in seinem Testament General v. Erlach als Statthalter von Breisach eingesetzt. Dieser verkaufte Armee und Land an die Franzosen. So wurden Breisach und Neuenburg französisch und blieben es bis zum Abschluß des Westfälischen Friedens. Die Britzinger Chronik berichtet für den Sommer 1639 von einer Pestwelle in Neuenburg, die innerhalb von zwei Tagen 400 Menschen dahingerafft habe.

Neuenburg wurde 1648 wieder an Österreich zurückgegeben. 1651 zogen die Franzosen ab, und die Stadt huldigte wieder ihren alten Herren.

Für die Stadt ist die Bilanz des Krieges vernichtend. Von 3000 bis 4000 Einwohnern der mittelalterlichen Blütezeit blieben noch 76 Bürger übrig. Von diesen Geschlechtern sind noch die Boll, Erhard, Kößler, Orth, Rueb, Schmidt, Senftle und Zipper in der heutigen Stadt ansässig. Der heute zahlreich vertretene Name Grozinger taucht erst um 1700, der Name Kappler erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf.

Die der Stadt nach dem Dreißigjährigen Kriege gewährte Zeit des Friedens war kurz.

Die zerstörte Stadt Neuenburg 1945

Schon 1675 stand wieder ein Feind vor den Toren, Vauban, der General Ludwigs XIV. Es ging um die militärische Vorherrschaft Frankreichs in Europa.

Durch die Entfachung des Holländischen Krieges war der Oberrhein weitgehend von Truppen entblößt. In Neuenburg lagen nur wenige Mann der Kaiserlichen. In der Nacht vom 10. auf den 11. März 1675 schloß Vauban von Breisach aus die Stadt ein. Die sorglos schlafenden Soldaten waren rasch gefangen genommen. Die Franzosen fielen plündernd und schändend über die Stadt und ihre Bewohner her. Wenige Häuser, darunter das Kloster und die Kirche waren von der Brandschatzung verschont geblieben. Am 23. März erschien Vauban wieder mit 700 Mann in der unglücklichen Stadt und gab vor dem Kloster der Franziskaner den erschrockenen Bewohnern und Mönchen den Befehl Ludwigs XIV. bekannt, daß die Stadt völlig niederzureißen sei. Den Mönchen befahl Vauban, für ihn und seine Offiziere ein Festmahl im Refektorium des Klosters zu richten, an dem auch die Klostervorstände teilnehmen mußten. Dann verließ die schweigende Prozession der Mönche die Stadt, während hinter ihnen schon die Flammen aus Kloster und Kirche schlugen.

Sofort nach dem Abzug der Franzosen waren die in die weitere Umgebung geflüchteten Bewohner in die Trümmer zurückgekehrt und wollten mit dem Wiederaufbau beginnen. Die Regierung verbot aber eine Rückkehr. Erst nach dem Friedensschluß 1679 konnte mit dem Wiederaufbau begonnen werden. Es kehrte aber nur noch eine geringe Zahl von Bewohnern zurück, an denen die durchlebten schrecklichen Jahre und die Demütigungen der Flüchtlingszeit nicht ohne innere Einwirkung geblieben waren. Die Kapuziner waren von Staufen, wo sie Zuflucht gefunden hatten, nicht mehr nach Neuenburg zurückgekehrt. Neuenburg war in seiner Entwicklung hoffnungslos zurückgeworfen und elender geworden als das ärmste Dorf im Lande.

Schon 1690 zogen die Franzosen von neuem in Neuenburg ein. Was in den wenigen Friedensjahren sich an Besitztum hatte erarbeiten lassen, wurde wiederum geraubt. Der Friedensschluß von Ryswyk 1697 ließ die Hoffnung auf bessere Zeiten wieder aufleben. Doch schon 1704 traf die Stadt der vernichtendste Schlag.

Schon bald nach Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges besetzten in der Nacht zum 13. Oktober 1702 französische Truppen die Stadt.

Am 20. April 1704 kam Marschall Tallard in die Stadt. Schon am 25. April ließ er bekanntgeben, daß König Ludwig XIV. beschlossen habe, innerhalb von 9 Tagen die Stadt dem Erdboden gleich machen zu lassen, damit sie für immer ausgelöscht sei. Alle Bitten und Vorstellungen nützten nichts. Tallard erlaubte als besondere Gnade den Bürgern, ihre Häuser selber abzureißen und Ziegel, Holzfenster und Türen mit wegführen zu dürfen. Der 1. Mai war als letzter Tag der Räumung festgesetzt. In der Geschichte Neuenburgs ist dieser letzte Akt des Dramas folgendermaßen geschildert:

„Pfarrer Christen hielt einen letzten Gottesdienst in dem mit vielen Opfern erst vor fünf Jahren fertiggewordenen Gotteshaus. Am Nachmittag versammelten sich die Einwohner vor der Kirche. Pfarrer Christen nahm Abschied vom Gotteshaus und der Stadt, nahm das Allerheiligste vom Altar, und, während schon die Steine der Mauern unter den Stößen der Zerstörer ins Schiff stürzten, schritt er die Treppe zum wartenden Volk hinab. Die Einwohner folgten ihm klagend und jammernd. Es war am Himmelfahrtstag 1704. Bald lag das Obere Tor hinter ihnen. Hinter ihnen eine verlorene Heimat. Müde schleppten sich ihre Schritte durch den Staub der Straße. An der Heilig-Kreuz-Kapelle hielt der Zug. Als sie sich zur Stadt zurückwendeten, sahen sie die Staubwolke der in sich zusammenstürzenden Pfarrkirche aufsteigen. Der Staub der niederbrechenden Häuser war der Löschsand auf dem letzten Blatt der Geschichte der Stadt."

Allein noch aufrecht stehend überragte ein steinernes Kruzifix die Trümmer, das schon auf dem gleichen Platz die Zerstörungen des Holländischen Krieges überdauert hatte. Erst der letzte Weltkrieg hat ihm die Wunden geschlagen, die es heute als Mittelpunkt des Gefallenen-Mahnmales der Stadt zeigt.

Für die Neuenburger Bürger aber begann die Zeit einer zehnjährigen Evakuierung. Wenn sie auch anfangs freundlich aufgenommen worden waren, konnte es doch nicht ausbleiben, daß es im Laufe der vielen Jahre bei den beengten Raumverhältnissen der Gastgeber zu Reibungen und Streitigkeiten kommen mußte. Man glaubte in den Aufnahmeorten, Neuenburg werde niemals mehr aus den Trümmern wieder erstehen und hoffte, die Geflüchteten würden ihre Felder und ihre Privilegien für immer den Helfern einbringen. Statt dessen bemühten sich die Flüchtlinge leidenschaftlich um die Erhaltung ihres Besitzes.

Endlich kam es am 7. März 1714 zum Abschluß des Friedens von Rastatt. Die 46 überlebenden und noch heimkehrbereiten Neuenburger Bürger standen in ihrer Stadt vor dem völligen Nichts. Sie fanden nur noch Kellerlöcher vor, aus deren Schutt wildes Weidengestrüpp und Brennesseln wuchsen. Sie fingen an, armselige strohgedeckte Hütten zu bauen. Es erschien der Gemeindeverwaltung für wichtiger, die verlorengegangenen Rechte der Stadt wieder zu erkämpfen, als irgend ein öffentliches Gebäude zu errichten. Die Ratsgeschäfte wurden in der Behausung des Bürgermeisters Linder durchgeführt.

Während der Zeit der Vertreibung hatten die umliegenden, von Zerstörungen verschonten Orte der Stadt ihre Monopole und Märkte genommen. Auf die Stadtmatten hatte man das Vieh getrieben und ein Gewohnheitsrecht daraus entstehen lassen.

Eisenbahnbrücke über den Rhein vor dem Zweiten Weltkrieg

Selbst Klagen über versetzte Gemarkungssteine wurden erhoben. Es wurden deswegen endlose Prozesse besonders mit Auggen und Bantzenheim geführt. Der Magistrat wandte sich mit der Bitte an Kaiser Karl VI., der Stadt ihre alten Privilegien erneut zu bestätigen, was auch gewährt wurde.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung hatte sich sehr verändert. Zu den zurückgekehrten einheimischen Bürgern waren Heimatlosgewordene aus verschiedenen Gegenden des Landes gekommen, für die selbst die in der zerstörten Stadt angetroffenen Verhältnisse noch einen Anreiz boten. Hieraus wieder eine einheitliche, ihrer Aufgabe und ihres Wesens bewußte Bürgerschaft zu schaffen, war eine schwere Aufgabe. Stöße von Akten berichten von Streitigkeiten und Reibereien, von Klagen auch gegen den Magistrat, von unerquicklichen Schwierigkeiten, die man dem Pfarrer bereitete. Man hatte ihm auf dem Grundstück des niedergebrochenen Kapuzinerklosters ein neues Pfarrhaus erstellt, so armselig, daß er sich weigerte, es zu benutzen.

Im 79. Lebensjahr, nach einem tapferen, streitbaren Leben, starb Pfarrer Christen am 29. Oktober 1751. In seinem Kirchenbuch hat er noch das erschütternde Fazit seines Lebens niedergeschrieben: „Inveteravi inter inimicos meos — Ich bin alt geworden unter meinen Feinden."

Auf seinen Grabstein ließ ihm die Gemeinde die späten anerkennenden Worte schreiben: „Steh still, Wanderer, und lies: Hier ruht im Grabe ein Mitbürger und Wohltäter der Stadt; den Seelen der ihm anvertrauten Herde, die der Feind weit zerstreut hatte, ist er nachgegangen, um auch nicht eine zu verlieren. An vielen Plätzen hat er sie wieder gesammelt, als der Friede erfolgt war. Fragst Du nach seinem Namen: den Zunamen nenn ich Dir ‚Christen', den Namen Jacobus Johannes."

Auf den Spanischen Erbfolgekrieg folgte der Österreichische Erbfolgekrieg in den drei-

ßiger Jahren des 18. Jahrhunderts. Neuenburg selbst wurde in die kriegerischen Handlungen nicht verwickelt, mußte aber zu den Kriegslasten durch Stein- und Holzlieferungen beitragen, für die Verpflegung der in der Nähe lagernden Truppen aufkommen und Männer als Schanzer nach Breisach und Freiburg schicken. Der Fischfang und der Rheinzoll lagen darnieder, der große Eichwald oberhalb von Chalampé ging verloren. Der Schaden war für die armgewordene, noch unter den Folgen des Spanischen Erbfolgekrieges leidenden Stadt, kaum zu tragen. Zudem vernichtete eine Viehseuche allein 160 Rinder. Als die vorderösterreichische Regierung bedenkenlos von der Stadt noch hohe Schatzungsgelder eintreiben wollte, schilderte der Magistrat in einer Eingabe die Notlage der Stadt:

„Die Stadt, früher aus einigen 100 schöner Gebäude und Häusern bestehend, von einem ansehnlichen Adel, vielen Kaufleuten, mehreren Künstlern und zahlreichen Handwerkern bewohnt, im Besitze erträglicher Jahr- und Wochenmärkte, vieler ergibiger Gemeinde- und Privatgüter auf beiden Ufern, eines bedeutenden Handels und Verkehrs, einer starken Zoll- und Umgeldsannahme, eines großen Wald- und auch Wildprethandels, weil bis zu 1675 die Waldungen nebst dem Wild zumal jenseits des Rheines sehr geschont und gepflegt wurde, und merkwürdigen alten Privilegien und Freibriefen, kurz mit allem dem, was nur immer von Gott jemals einem gnädiglich situierten Orte zu dessen Glück hat zugelegt werden können; — enthalte jetzt kaum noch 6 oder 7 gemeine Gebäude und etwa 60 kleine Hüttlein mit beiläufig 70 verarmten und verschuldeten Bürgern.

Die Wochen- und Jahrmärkte sind verschwunden, die Stadtgüter mit Beschlag belegt, die Waldungen ruiniert und das Erträgnis von mehr als 3000 Klaftern weggeführt; die Stadt ihrer Einkünfte beraubt und die Bürger nur arme Fischer und Schiffer. Die Inseln aber mehrenteils im Rhein, von den Ackern und Matten diesseits aber mehr als 160 Jauchert, die früher Ortsbürgern gehörten, in Markgräfischen Händen, hiezu die Kontribution . . ."

Soweit der amtliche Lagebericht. Von einem Erfolg ist in den Akten nichts verzeichnet.

Über dem Hochufer steht heute wieder die Nepomuk-Statue, die in jener Notzeit am 25. April 1739 zum ersten Male hier Aufstellung gefunden hatte.

1740 war Kaiser Karl VI. gestorben. Seine älteste Tochter Maria Theresia folgte ihrem Vater in der Herrschaft über die österreichischen Lande. Schon 1741 schickte sie „An Unseren Getreüen Lieben N. Burgermeister, Rath, und gesambten Burgerschafft Unserer V:Öen Statt Neüenburg am Rhein" die Aufforderung zur Erbhuldigung.

Die Erbhuldigung fand statt. Schutz und Schirm und Gnaden bekam sie bald zu spüren.

Auf den Friedensschluß 1748 folgte für Neuenburg eine lange 40jährige Friedenszeit. Allerdings waren auch diese Jahrzehnte für die Stadt nicht eitel Glück und Aufschwung. Die periodischen Landtage wurden 1764 durch eine Staatsentschließung aufgehoben und durch ein Kollegium der drei Syndicen der Stände abgelöst. Ein genaues Steuerkataster wurde aufgestellt, auf alte Rechte und Privilegien keine Rücksicht mehr genommen.

In der Stadt war immer noch der alte Stolz aus der Zeit der bürgerlichen Mitbestimmung lebendig. Als der Staat durch die Lasten des österreichischen Erbfolgekrieges bedrückt, dazu übergehen wollte, die auf 2068 Gulden aufgelaufenen Steuerschulden einzutreiben, legte die Stadt eine Gegenrechnung über 6600 Gulden für die durch österreichische Truppen geschlagenen Eichstämme vor, zog daran die Schuld ab und ersuchte um umgehende Einzahlung des Unterschiedsbetrages von 4532 Gulden in die Gemeindekasse.

Zerstörte Eisenbahnbrücke

Die Ablehnung des Antrages brachte der Stadt wenigstens eine Verteilung der Abgaben auf 42 Jahre.

1780 starb Maria Theresia. Ihr Sohn Joseph II. folgte ihr auf dem Thron. Er war ein moderner, reformfreudiger Herrscher. Durch seine Reformen zog er sich allerdings die Gegnerschaft der Kirche zu. Er verfügte in Neuenburg die Aufhebung der Rosenkranz-Bruderschaft und den Abbruch der alten Heilig-Kreuz-Wallfahrtskapelle. Sie blieb schließlich erhalten, weil die Bürger nüchterne, sachliche Gründe dafür anführten, sie solle den auf den Feldern beschäftigten Bauern als Unterstand bei plötzlich auftretenden Unwettern dienen. 1790 starb Joseph II.

Die innere Lage der Stadt war wenig erfreulich. Viele Hofstätten waren verlassen, die verwahrlosten und eingefallenen Häuser ein Spiegelbild des Lebens der Bewohner untereinander. Es mangelte an jeder Ordnung, Verbote und Anordnungen wurden nicht eingehalten, die Jugend verwilderte, zum Schulbesuch nicht angehalten. Die Regierung schickte Revisor Hauck, um die Verhältnisse zu untersuchen, Bericht zu erstatten und Vorschläge für eine Erneuerung des Stadtwesens vorzulegen. Zu dieser Zeit war in Neuenburg Kanzleiverwalter Klein tätig, ein außerordentlich begabter, schriftgewandter Mann, der mit aller Zähigkeit und List den Kampf gegen Regierung, Bürger, Revisor, für und auch gegen den Magistrat gleichzeitig führte. Es war ein großer Streit, der alle menschlichen Werte und Unwerte zur Entfaltung brachte, ein Lehrbuch menschlicher Psychologie.

Um diese Zeit tauchte in Neuenburg ein Mann auf, der sich Abbé de Wert nannte. Er sieht hier die große Möglichkeit seines Hochstaplerdaseins und legt dem Kaiser direkt einen phantasievollen Aufbauplan vor, der die Stadt zur Metropole des ganzen Gebietes machen und ihm Würden und Gewinn eintragen sollte. Er ist eine Gestalt von komödienhafter Prägung, ein köstlicher Höhepunkt in der Burleske jener Jahre.

Ein Gegenstück an Redlichkeit, Fleiß und Aufbauwillen war Dominikus Rößler, der Lehrer, Rheinzoller und Bürgermeister.

Nicht ohne Einfluß auf die innere Lage in der Bürgerschaft war die herannahende Französische Revolution. Was sie für Neuenburg einbrachte, war außer der inneren Unruhe der Verlust aller jenseits des Rheines gelegenen Ländereien. Die Sperrung des Stromes brachte die Stillegung der Schifffahrt und die Erschwerung des Fischfangs. Kaiserliche Truppen kamen nach Neuenburg, um den Versuch eines Rheinübergangs durch die Franzosen abwehren zu können. In Müllheim hatte der Prinz von Condé, Ludwig Josef von Bourbon und dessen Enkel, der Herzog von Enghien, im Hause Löffler Quartier bezogen. Als das Kind Ludwigs XVI., das den Titel Ludwig XVII. führte, 1795 in Paris gestorben war, versammelten sich zwischen Neuenburg und der Heilig-Kreuz-Kapelle die in der Gegend verstreuten Emigranten und riefen den ältesten Bruder Ludwigs XVI., Ludwig Stanislaus, zum König Ludwig XVIII. aus.

Im Sommer 1796 hatten die Franzosen bei Kehl den Rhein überschritten und waren unter Moreau bis München vorgedrungen. Eine Wende im Kriegsglück nötigte ihn zum Rückzug durch das Höllental zum Rhein. Der Weg führte ihn über Schliengen, wo er durch eine Schlacht der Hauptmacht den Rheinübergang bei Hüningen ermöglichen wollte. Die südlich von Neuenburg gelagerten Verbände des Condé und der kaiserlichen Truppen griffen bei Bellingen von der Flanke an. Es gelang aber Moreau, seine Truppen über den Rhein zurückzubringen. Neuenburg selbst blieb von den Ereignissen unberührt, nur die Verwundeten der Kämpfe bei Schliengen und Bellingen brachte man in die Stadt.

Nachdem Napoleon I. Kaiser von Frankreich geworden war, kam Neuenburg 1806 im Gefolge seiner Neuordnung der deutschen Länder widerstrebend an das Großherzogtum Baden. Es hatte in seiner Geschichte einen vielfachen Wandel seiner Staatszugehörigkeit über sich ergehen lassen müssen. Als Zähringerstadt gegründet, wurde es Reichsstadt, dann verpfändete Habsburgerstadt und schließlich badische Stadt.

Sie wurde zur großen Staatsfeier nach Freiburg befohlen, zugleich wurde angeordnet, das Ereignis auch in den neu zu Baden gekommenen Orten wie Breisach und Neuenburg festlich zu begehen und darüber ausführliche Berichte der Ergebenheitskundgebungen nach Karlsruhe zu schicken.

Neuenburg tat seinen Gefühlen keinen Zwang an und berichtete verdrossen in aller Kürze über „diesen uns so merkwürdigen Tag". Es setzte sich allerdings damit neben den Stuhl, während andre Orte, die mit überschwenglichen Berichten gedient hatten, mit Gnaden bedacht wurden. Von nun an ging Neuenburg in der Menge kleiner bedeutungsloser Landstädte unter.

Die nun kommende Zeit der kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich 1870/71 brachte für Neuenburg keine schwerwiegende Ereignisse. Es fand auch noch nach der Kriegserklärung ein gegenseitiger Verkehr der Bevölkerung über den Rhein statt. Als die Drahtseile für die Fähre abgenommen worden waren, setzte man Nachen ein. Bei Bellingen setzten einmal Franzosen über und nahmen die dort liegenden Schiffe mit auf die andre Seite. Auf den Lärm rückten Schutzmannschaften von Müllheim an. Die entführten Schiffe wurden dann von dem Neuenburg gegenüberliegenden Ufer wieder zurückgeholt. Vom 1. Oktober an setzte eine preußische Division bei der Stadt über den Rhein. Neuenburg wurde bis zum Friedensschluß Hauptetappenplatz. Proviantfuhren gingen von hier aus, Ersatzmannschaften wurden zusammengestellt, vor allem aber wurde die Stadt mit Verwundeten belegt.

Am 5. Februar 1878 wurde die Eisenbahnstrecke Müllheim—Mülhausen eröffnet.

Ehrentafel

Die verhältnismäßig lange Friedenszeit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges brachte für Neuenburg eine bescheidene Entwicklung. Die Zeit der inneren Zerrissenheit war überwunden, die Bürger waren zu einer gesunden Gemeinschaft zusammengewachsen. Zwischen dem Land über dem Rhein lag keine Grenze mehr. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges machte Neuenburg wieder zur Etappenstadt. Die Schlacht bei Mülhausen in den ersten Augusttagen brachte den Einwohnern große Aufregung. Man konnte vom Kirchturm aus die brennenden Gehöfte bei Napoleonsinsel sehen. Eine falsche Meldung verursachte einen nächtlichen Alarm der Bevölkerung mit der Aufforderung, die Stadt zu räumen. Nach wenigen Stunden wurde der Befehl rückgängig gemacht.

Die Jahre nach 1918 machten Neuenburg wieder zur Grenzstadt, gaben aber doch scheinbar Anlaß, hoffnungsvoller in die Zukunft zu sehen. Die französische Likörfabrik

Luftaufnahme von Neuenburg, das heute an internationale Verkehrswege angeschlossen ist: Die Eisenbahnlinie Neuenburg—Mulhausen/Elsaß überquert die Autobahn nach Basel und auf den kombinierten Straßen-Eisenbahnbrücken den Oberrhein und den Rheinseitenkanal.

Cusenier errichtete ein Werk. Der Rheinübergang gewann an Bedeutung. Ein großer Güterbahnhof wurde angelegt. Die Zollgrenze brachte viele Beamtenfamilien in die Stadt. Der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung ging zurück. Die von Dekan Martin so gepriesene Rheinregulierung Tullas machte sich nun auch in ihren Nachteilen für die oberrheinische Landschaft bemerkbar. Der Grundwasserspiegel sank, und die Versteppung der Landschaft nahm mit dem Eingehen von Hunderten von Obstbäumen ihren Anfang. Durch den Beamtenzuzug nahm die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder stark zu, eine evangelische Kirche wurde 1936 gebaut. Im Laufe der 30er Jahre änderten sich die Verhältnisse.

Der Bau des Westwalls ließ die Gefährlichkeit der Grenzlage bewußt werden und rief bange Befürchtungen wach. Auf dem andern Ufer des Rheines wuchsen die französischen Bunker aus dem Boden. Die Ereignisse spitzten sich immer mehr zu. Nach dem Einmarsch in Polen erklärten am 3. September 1939 Frankreich und England Deutschland den Krieg. Am gleichen Abend wurden die alten Leute, Frauen und Kinder evakuiert bis nach Konstanz und später weiter zurück bis nach Oberbayern. Die erwarteten Kampfhandlungen am Rhein blieben vorerst aus. Die Einwohner durften wieder zurückkehren. Die Ruhe hielt bis zum 24. Mai 1940 an. An diesem Tage platzten die ersten französischen Schrapnells über der Stadt. Die Bevölkerung wurde wiederum weggeführt, die notwendigsten Dinge wurden verladen. Die Einwohner wurden diesesmal in den naheliegenden Reborten, in Britzingen, Laufen und Sulzburg untergebracht.

Vom 9. bis 13. Juni erfolgte die große Beschießung Neuenburgs, die den ganzen Stadtkern mit Kirche, Rathaus und fast allen Wohnhäusern völlig zerstörte. Nachdem der Frankreichfeldzug durch die Besetzung Frankreichs beendet war, mußten Barackenlager errichtet werden, um die zurückkehrende Bevölkerung unterbringen zu können. Es wurde sofort mit dem Wiederaufbau begonnen. Er war schon weit fortgeschritten, als im November 1944 durch den Rückzug der deutschen Truppen die Stadt erneut in die Frontlinie geriet. Zum dritten Male mußte die Bevölkerung ihre Heimatstadt verlassen. Durch einsetzenden Artilleriebeschuß und Bombenwürfe wurden 61 % aller Gebäude total zerstört, 35 % wurden schwer und 4 % leicht beschädigt.

Nach Abschluß des Waffenstillstands stand die Bevölkerung wie schon so oft im Verlauf ihrer leidvollen Geschichte vor dem völligen Ruin. Nicht einmal Wasser war mehr vorhanden. Es fehlte an allen Hilfsmitteln. Es fehlte aber nicht an Mut und Zähigkeit, sich der hoffnungslosen Aufgabe zu stellen. Mit ungebrochener, bewunderungswerter Tatkraft ging die Bevölkerung daran, den Schutt zu beseitigen, die Straßen frei zu machen. Sie arbeitete in den Ziegeleien in Kandern und Rümmingen, um Ziegel und Backsteine zu erhalten. Sie holte das notwendige Wasser zum Leben und zum Wiederaufbau aus der weiteren Umgebung herbei. Nach Bürgermeister Linsenbolls tapferem Einsatz während des Krieges, verbrauchten Bürgermeister Raeck und nach ihm Bürgermeister Gaulrapp ihre ganze Lebenskraft für den Wiederaufbau und die Überwindung der hemmenden Schwierigkeiten. Im November 1953 schon war der durch Stadtpfarrer Johannes Schmid in die Wege geleitete Neubau der katholischen Pfarrkirche unter Mitarbeit der gesamten Bürgerschaft vollendet worden.

1958 steht als dritte Zahl unter dem Mosaik des Stadtwappens in der offenen Vorhalle des neuen Rathauses zu Neuenburg: Es ist die Jahreszahl des vollendeten Wiederaufbaus der Stadt.

Es gilt nun, in dem neuen Lebensabschnitt der Stadt ein neues Gesicht zu geben, indem aus ihrer Lage an einem wichtigen Rheinübergang ihre Daseinsbestimmung neu

gedeutet und erfüllt wird. Kam bisher ihr unseliges Geschick aus der ihr aufgezwungenen Aufgabe, als Sperriegel zu wirken, liegt ihre glücklichere Zukunft nunmehr begründet in der entgegengesetzten Folgerung aus ihrer Lage, nämlich Brücke zu sein über den Strom, Brücke nach außen von Volk zu Volk, Brücke nach innen von Mensch zu Mensch. Ihr Weg ist ihr von daher vorgeschrieben, nicht von außen aufgezwungen, sondern von innen gewollt und gegangen. Gegangen in sachlicher und nüchterner Folgerichtigkeit. Es wird nicht mehr der romantische Schimmer einer freien Reichsstadt sein, sondern das klare Bild einer arbeitsamen, zielstrebigen Wirtschafts- und Industriestadt, die über den Rhein hinüber wirkt und aus europäischem Wirklichkeitssinn sich und der allgemeinen Zukunft dient.

Die Grundlagen für eine solche Entwicklung sind gegeben. Im Rheinvorland hat man durch die zu Neuenburg gehörenden Waldungen das breite Band der Autobahn gelegt und mit der Stadt, der Rheinbrücke zum Elsaß und mit der Bundesstraße 3 durch eine Zubringerstraße verbunden. Brücke und Autobahn brachten dem Wirtschaftsleben einen fühlbaren Aufschwung. Autos aus allen westlichen und nördlichen europäischen Staaten sind in den Straßen der Stadt zu sehen. Im Rheinvorland entstand außer einem der größten und schönsten Campingplätze zwischen der Autobahn und dem Hochufer im „Mühleköpfle" durch Gemeinschaftsarbeit eine vorbildliche Siedlung. In Voraussicht der weiteren Entwicklung wurden Erschließungsmaßnahmen für das anschließende Gewann des „Rohrkopfes" durchgeführt, das ganze Gelände durch Kanalisation und Anlage fertiger Straßenzüge zur Bebauung erschlossen. Ein großzügiger Bebauungsplan nach dem Entwurf des tatkräftigen Bürgermeisters Max Schweinlin gibt dem weiteren Wachstum der Stadt die Richtung.

Es mußte das Ziel sein, gesunde Industriebetriebe zur Niederlassung zu gewinnen, auch um den Hunderten täglich nach Basel, Freiburg und ins Elsaß zur Arbeit fahrenden Pendlern am Wohnort selbst eine lohnende Arbeit und guten Verdienst zu sichern. Nachdem sich vor einer Reihe von Jahren westlich des Mühleköpfles schon ein Betrieb der Kunststoffindustrie niedergelassen hatte, wurde nun das weite Gelände südlich der Bahnlinie Müllheim—Mülhausen als Industriegebiet erschlossen. Hier errichteten bereits eine Anzahl mittlerer Betriebe, auch ortsansässige Unternehmungen, ihre Anlagen.

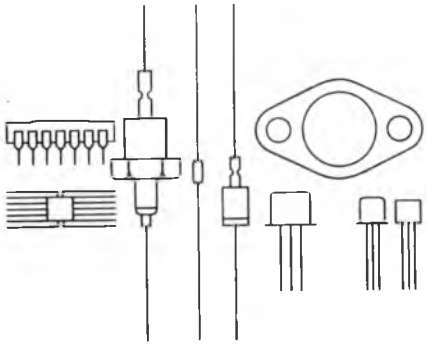
Im Sommer 1969 wurde mit Carl Freudenberg, Weinheim, einem Industriewerk von Weltrang, ein Niederlassungsvertrag geschlossen. Auf einem 50 ha großen Gelände wird ein Werk errichtet werden, das nach dem völligen Ausbau 3000 Arbeitskräften lohnenden Verdienst bringen wird. Die Niederlassung dieser Firma und der Name Freudenberg bedeuten für die ganze Landschaft einen Gewinn.

Damit hat die Stadt Neuenburg den Weg beschritten, der aus ihrem Zustand eines bedeutungslosen, gesichtslosen Landstädtchens herausführt und der sie den Platz in der Gegenwart finden läßt, der ihr aus ihrem leidvollen Weg durch die Geschichte gebührt.

---

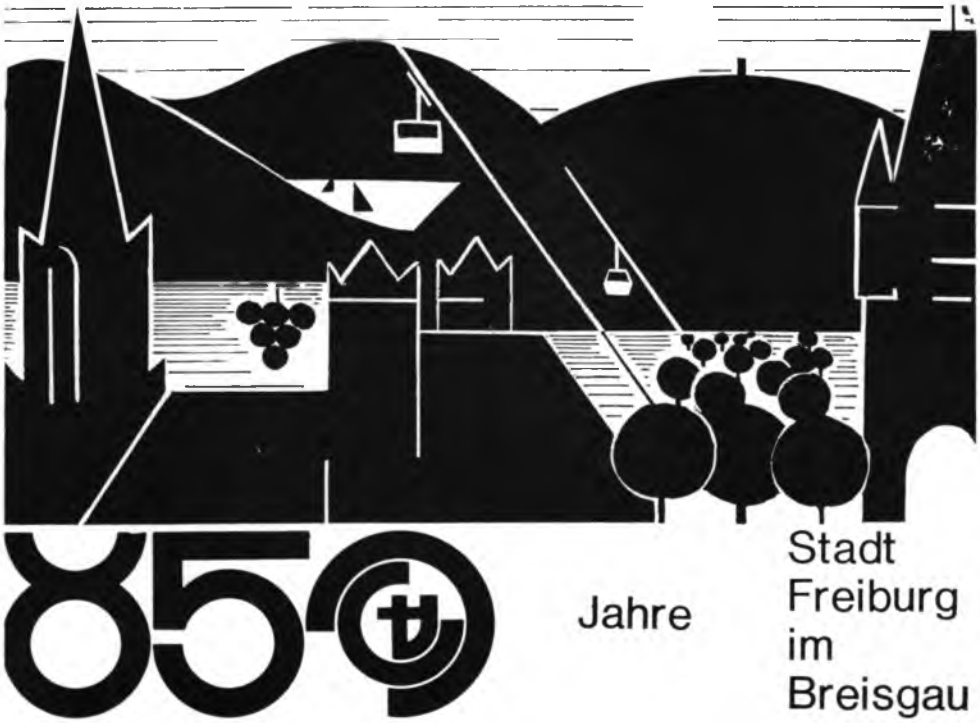
[1] „Unser früntlich willig dienst zuvor. Ersame, wyse, besunder liebe und gute fründ. Hüt sind hie fürgezogen uf Brisach zu hundert zu roß und zwentzig zu fuß Lomparter, wol gerüst, die hand wir nit ingelasen, und in sollen ouch vier wegen mit harnasch nach gan. Was wir mer diser ding erfaren, das wollen wir uch nit verhalten. Uch fruntschaft zu erzeigen, selt an unserm willen nit erwinden. Datum uf fritag vor dem sonntag trinitatis anno LXXIII tis."

ITT



Integrierte Schaltungen,
Transistoren
und Dioden für Geräte
der modernen Elektronik
hergestellt in Freiburg
bei

INTERMETALL



Kraftwerk Häusern

Schluchseewerk AG Freiburg Br.

Schluchseegruppe:

in Betrieb Kraftwerke Häusern, Witznau und Waldshut,
installierte Leistung 470 MW

Hotzenwaldgruppe:

in Betrieb Unterstufe Säckingen,
installierte Leistung 360 MW

im Bau Hornbergstufe,
installierte Leistung 960 MW

Oberstufe Strittmatt,
installierte Leistung ca. 200 MW

850 Jahre Freiburg in einem Buch zusammengefaßt

Impressionen einer Stadt Freiburg im Breisgau

Herausgegeben im Jubiläumsjahr 1970
von Hans Schneider
Fotografiert von Kurt Wyss
Historische Zeittafeln von Dr. Franz Laubenberger
DM 36,—

Verlag Rombach Freiburg